

Philosophische Bibliothek · BoD

Franz Brentano
Vom Dasein Gottes

Meiner





FRANZ BRENTANO
VOM DASEIN GOTTES

Mit Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von
ALFRED KASTIL

VERLAG VON FELIX MEINER
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 210

Das ausführliche Inhaltsverzeichnis befindet sich auf Seite XIX ff.

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0496-7

ISBN eBook: 978-3-7873-2583-2

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1980. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

Vorwort des Herausgebers

Als ein Verehrer Leibnizens diesen einst wegen seiner großen mathematischen Entdeckungen pries, wehrte der Philosoph ab: nicht um seiner selbst willen sei ihm das Studium der Mathematik wichtig, sondern wegen des Dienstes, den er sich davon für die Ausbildung der Gottesbeweise erhoffe. Leibniz mag dabei vor allem an die Mathematik als allgemeine Schule des Scharfsinnes und exakten Denkens gedacht haben, aber seine Hoffnungen haben sich noch in anderer Weise erfüllt. Die Mathematiker sind es, denen wir die Aufhellung des Verfahrens verdanken, wie der menschliche Geist aus gegebenen Tatsachen verborgene Ursachen und aus Einzelem allgemeine Gesetze erschließt. Durch die Ausbildung der Wahrscheinlichkeitsrechnung erscheint die wissenschaftliche Induktion gerechtfertigt. Nicht Kant hat das Humesche Problem gelöst, sondern Laplace.

Die Philosophen, in ihren Erkenntnistheorien durch ein Jahrhundert von der Kritik der reinen Vernunft beeinflusst, haben den Dienst, den die Mathematik der ihr an sich fremden Ursachenforschung und damit natürlich auch der Forschung nach der ersten Ursache leistet, lange verkannt, und da sich die Weltanschauung der Gebildeten nach der herrschenden Philosophie richtet, ja diese nach dem Gesetze der Gewohnheit noch eine Zeitlang überdauert, hegt man heute noch Mißtrauen gegen alle Metaphysik und ist geneigt, ein Werk, das Gottesbeweise verspricht, als überholt beiseitezuschieben. Aber die

Gebildeten werden eben abermals die Wandlung mitmachen müssen, die sich in der Wissenschaft vollzieht.

Franz Brentano hat in seinem „Versuch über die Erkenntnis“ den Einspruch, den Kant gegen jeden erneuten Versuch eines Gottesbeweises erhoben hat, als ganz unberechtigt erkennen lassen und damit den wissenschaftlichen Weg zu Gott wieder frei gemacht. So darf man denn ohne Scheu von neuem die Richtung einschlagen, in welcher die echten Klassiker der Philosophie, von Aristoteles bis Leibniz, dem erhabensten Ziele philosophischer Forschung sich zu nähern suchten; doch muß die Anknüpfung an sie in wahrhaft kritischem Geiste erfolgen, im Sinne einer Auslese des Wertvollen und Fortbildung des Entwicklungsfähigen.

Wieviel Brentano an den Versuchen seiner großen Vorgänger zu ändern fand, wird der Leser dieses Bandes am raschesten erkennen, wenn er das Studium mit der Schlußabhandlung „Gedankengang beim Beweise für das Dasein Gottes“ beginnt. Zwei Jahre vor Brentanos Tode entstanden, enthält sie seine Gedanken über das Problem aller Probleme in ihrer reifsten Gestalt.

Alle Motive der sonst getrennt geführten Beweise erscheinen darin zu einem einheitlichen Beweisgange vereinigt. In mehreren Stufen erhebt sich der Bau. Das Fundament bildet der sog. Kontingenzbeweis. Daß die Welt weder zufällig noch unmittelbar notwendig ist, wird in beiden Teilen originell nachgewiesen. Der Satz vom ausgeschlossenen Zufall erscheint als analytischer Satz. Zufall und Sein ergeben einen Widerspruch, so wahr jener der Kontinuität widerstrebt, die dieses fordert. Die Körperwelt aber kann auch nicht unmittelbar notwendig sein, weil sie jederzeit ein bestimmtes Maß von Ausdehnung haben muß, aber nie ein solches haben kann, das der Natur nach unüberschreitbar wäre, während eine vollendet unendliche Ausdehnung absurd erscheint.

Brentanos Nachweis, daß dem sog. allgemeinen Kausalgesetz der Satz vom ausgeschlossenen Zufall zugrunde liegt und daß dieser ein analytischer ist, wird zweifellos immer mehr Beachtung finden. Wer darin einen Fehler vermutet, möge ihn aufdecken, in derselben exakten Weise, wie sie in Brentanos Argumentation uns entgegentritt; sich länger damit zufrieden geben, das Kausalgesetz als ein „Postulat“, als eine blinde Voraussetzung a priori, hinzunehmen, bedeutet den Bankrott der Erkenntnislehre.

Der Kontingenzbeweis führt zur Anerkennung eines unmittelbar notwendigen, transzendenten, schöpferischen Prinzips.

Daß dieses nicht anders denn als ein Verstand gedacht werden kann, wird auf vier Wegen gezeigt, von denen drei neue Wege sind, wobei sich unter anderem die altergebrachte Meinung, daß das unmittelbar Notwendige schlechthin wechsellos gedacht werden müsse, als Irrtum herausstellt. Brentano macht auf einen Wechsel aufmerksam, der, weit entfernt, das Notwendige mit sich in Widerspruch zu bringen, vielmehr unerläßlich ist, es mit sich im Einklang zu halten, und erntet damit auf den Höhen der Metaphysik eine Frucht seiner psychologischen Analysen über unsere Zeitvorstellung. Das vierte der Argumente für den schöpferischen Verstand ist das teleologische, das bei Brentano wie ein Neubau erscheint.

Die Art, wie dann vom schöpferischen Verstand weitergeschlossen wird auf die Einheit und unendliche Vollkommenheit des ersten Prinzips, weicht wesentlich ab von den entsprechenden Teilen der Vorlesung. Es handelt sich nicht bloß um Ergänzung und Berichtigung, sondern um ganz neue Argumente.

Während der teleologische Beweis im „Gedankengang“ nur skizziert ist, wird er in der großen Vorlesung sehr ausführlich behandelt.

Einen großen Fortschritt bedeutet vor allem die scharfe Scheidung zweier Thesen: der Feststellung, daß allent-

halben in der Welt ein Schein von Teleologie bestehe, und der diesen Tatbestand erklärenden Hypothese, daß dieser teleoide Charakter auf wirklicher Zweckordnung beruhe. Wer, wie dies häufig geschieht, den teleologischen Beweis mit der angeblichen Tatsache einer Zweckordnung begänne, setzte sich nicht nur dem kürzlich wieder von Driesch erhobenen Vorwurf des Anthropomorphismus aus, sondern dem weit schlimmeren, das zu Beweisende vorauszusetzen.

Auch die Behandlung jeder der beiden Fragen weist eine Fülle origineller Züge auf. Was die erste anlangt, so wird es dem Kenner der Geschichte des Problemes sofort auffallen, in wie hohem Maße bei Brentano das von den Teleologen fast ganz vernachlässigte Gebiet der leblosen Natur zu seinem Rechte kommt.

Auf dem der lebendigen Natur waren die Tatsachen, an denen Brentano hier einen überwältigenden Schein von Teleologie demonstriert, zur Zeit der Entstehung seines Entwurfes vielfach unter diesem Gesichtspunkte angefochten. Die Teleophobie war eine ansteckende Krankheit, gegen die man ziemlich immun geworden ist. Der Blick für den Schein der Zweckordnung hat sich wesentlich geschärft. Die Beschäftigung damit ist nicht nur extensiver, sondern auch intensiver geworden. Das kommt besonders darin zum Ausdruck, daß man den teleoiden Charakter der organischen Natur nicht wie in früheren Jahren vorwiegend in der Deszendenz der Arten, sondern in den wunderbaren Vorgängen der Keimentwicklung verfolgt, ein Gebiet, auf dem, wie Brentano von allem Anfang erkannte, die eigentlichen Rätsel der Teleologie liegen. In diesem Sinne macht es sich auch Driesch zum Programm, den umgekehrten Weg einzuschlagen, als die Früheren. „Allgemeine biologische Erörterungen“, sagt er, „pflegten stets von der Deszendenztheorie auszugehen und alle anderen Probleme der Formenphysiologie wurden nur nebenbei als Dinge minderer Wichtigkeit behandelt.“ In seiner „Philo-

sophie des Organischen“ kommt die Deszendenz zuletzt und wird kurz erörtert, aber die Morphogenese des Individuums gelangt sehr eingehend und sorgfältig zur Darstellung. Der Vorteil, der dadurch für die Behandlung des teleologischen Problems erreicht wird, besteht in der experimentellen Erfäßbarkeit und außerordentlichen Anschaulichkeit der Grundphänomene ontogenetischer Entwicklung. Man kann sagen, daß durch Werke wie das von Driesch zum ersten Teile unserer Frage, d. h. zur Sicherung der Tatsache, daß in der lebendigen Natur ein Schein von Teleologie besteht, Beispiele von allergrößter Bedeutung und zwingendster Kraft erbracht werden. Driesch ist so in der Lage, unmittelbar an die Ergebnisse moderner experimenteller Untersuchungen der Keimvorgänge die These zu knüpfen: Hier sieht alles so aus, als ob innerhalb einer Kollokation von materiellen Teilchen das Walten der physikalischen und chemischen Gesetze unter der Kontrolle eines diesem System selbst nicht angehörenden, übernatürlichen Faktors gehalten, bzw. gewisse darin enthaltene Tendenzen niedergehalten würden, damit ein bestimmtes Ziel, die Bildung eines Individuums der betreffenden Art, erreicht werde. Man kann die Tatsache, daß hier ein Schein von Zweckordnung bestehe, kaum eindringlicher formulieren, als dies durch Driesch geschehen ist.

Vielleicht findet es einer befremdlich, daß ich den wesentlichen Ertrag dieser „Philosophie des Organischen“ in dem Beitrage erblicke, den sie zur Sicherung des Scheines der Teleologie leistet, während sie doch vielmehr den Anspruch erheben dürfe, eine Erklärung dafür zu bieten.

Da muß ich nun allerdings gestehen, daß ich eine solche Erklärung in den Leistungen des modernen Vitalismus nicht gegeben finde. Wenn Driesch davon spricht, daß die Vorgänge im Keime, z. B. die erstaunlichen Regulationen bei willkürlich gestörter Entwicklung, durch einen äußeren Faktor „kontrolliert“ würden, wagt er es

doch nicht, damit Ernst zu machen und diesen Faktor einen psychischen zu nennen, ja, er lehnt dies geradezu ab, weil er es nicht für angemessen hält, auf Vorgänge der äußeren Natur Begriffe anzuwenden, die aus innerer Erfahrung stammen. Da dies nun zweifellos für den Begriff des Kontrollierens zutreffen würde, so handelt es sich also um ein Kontrollieren, das kein Kontrollieren ist, und was bleibt dann, klar gesprochen, übrig als unsere bescheidene Ausgangsthese, daß alles sich so verhalte, als ob eine solche Ordnung stattfände, d. h. eben die These, daß hier der Schein einer Zweckordnung bestehe?

Driesch will nun allerdings überhaupt nicht von Teleologie in der Natur sprechen, sondern um einen solchen psychologischen Begriff zu vermeiden, lieber von Ganzheiten und von Ganzheitsbezogenheiten, was ihm offenbar vorsichtiger und unverbindlicher scheint, scheut aber andererseits nicht vor der Behauptung zurück, daß er solche Ganzheiten unmittelbar in äußerer Natur schaue. Dieser Begriff der Ganzheitsbezogenheit beruhe durchaus auf empirischer Gegenständlichkeit (d. h. er sei dem Gebiete der äußeren Erfahrung entnommen).

Ich halte dieses Schauen für eine Selbsttäuschung. Die „Ganzheit“, welche hier gemeint ist, besteht ja nicht in der bloßen Vereinigung einer Mannigfaltigkeit innerhalb einer sinnfälligen Kontur oder anschaulich gegebener Zeitgrenzen, sondern darin, daß eine gegebene Kollokation von Dingen und Aufeinanderfolge von Vorgängen uns an das verständige Walten von Wesen gemahnt, die, weil sie eines als Zweck anstreben, anderes und mannigfaltiges als Mittel dazu wählen und ins Werk setzen. Das aber sind doch zweifellos Begriffe, deren Ursprung aus innerer Erfahrung ein neuer Terminus nicht widerlegen, sondern bloß verdunkeln kann.

Darum scheint mir der Anspruch, das wirkliche Gegebensein solcher Ganzheiten unmittelbar in der Natur zu schauen, in der Tat das vorweg zu nehmen, was erst durch eine Konfrontierung der Hypothese ihres tatsäch-

lichen Bestandes mit der, daß es sich um einen bloßen Schein solcher Bezogenheiten handle, zu beweisen wäre.

Hingegen ist der Versuch, Begriffe, die wir dem psychischen Gebiete entnommen haben, außerhalb desselben hypothetisch anzuwenden, durchaus nicht von vornherein zu verurteilen. Müßten wir es uns doch sonst versagen, von Ursachen und Wirkungen in der äußeren Natur zu sprechen, denn auch diese Begriffe haben wir ursprünglich dem Gebiete innerer Wahrnehmung entnommen.

So glaube ich denn nicht fehlzugehen, wenn ich bei der Deutung bleibe, daß uns dieser Neovitalismus nicht eigentlich eine Erklärung, wohl aber höchst überzeugendes Material zur Sicherstellung der Tatsache des Scheines der Teleologie bietet. Daß diese Tatsachen, in die Form eines Alsob gebracht, besonders eindringlich formuliert erscheinen, macht aus der Fiktion noch keine ernsthafte Hypothese.

Während dem ersten Teil des teleologischen Beweises, der vom „Scheine der Teleologie“ handelt, jährlich und stündlich durch neue Entdeckungen der Wissenschaften Material zuströmt, dürfte der zweite, welcher die Hypothesen namhaft macht, die sich zur Erklärung jener Tatsache darbieten, und sie auf ihre relative Wahrscheinlichkeit untersucht, wenig mehr zu seiner Ergänzung übrig lassen.

Vor allem wird, wer sich an die Logik hält, Brentano zugeben müssen, daß außer den drei von ihm unterschiedenen Hypothesen keine vierte möglich ist. Denn entweder besteht tatsächlich eine Zweckordnung, oder der Schein trügt. Das erste besagt die Verstandeshypothese; das Zustandekommen des bloßen Scheines aber könnte nur entweder Ergebnis blinder Notwendigkeit oder erstaunlichsten Zufalls sein.

Was sonst an Erklärungsversuchen geboten wird, ist entweder mit inneren Widersprüchen behaftet, wie der Pantheismus, der mit einem Dritten identifizieren will, was nicht untereinander identisch sein kann, oder es

ist schon in den genannten drei Hypothesen enthalten.

Daß insbesondere der Vitalismus nicht damit konkurrieren kann, habe ich schon angedeutet. Um es noch deutlicher zu machen, frage man sich, ob so viele kontrollierende Faktoren („Entelechien“) angenommen werden sollen als Organismen oder nur eine einzige, die Ur-entelechie. Die erste Annahme würde den Schein von Zweckordnung nicht erklären, sondern nur verstärken, weil ja diese vielen nichts von einander und vom Ganzen der Welt wissen und doch so wunderbar präzise an ihrem einheitlichen Baue zusammenwirken würden. Die zweite Annahme aber, welche Driesch selbst gelegentlich als möglich andeutet, ist nichts als in ungewohnter Ausdrucksweise die Verstandeshypothese. Nur so verstanden ist die Erneuerung der Entelechienlehre fiktionsfrei, und so war sie auch von Aristoteles gemeint.

So ist denn wirklich keine vierte Hypothese denkbar; ja Brentano gelingt es nachzuweisen, daß eigentlich nur zwei davon, Zufall oder Verstand, in Frage kommen, da die sog. Hypothese der blinden Notwendigkeit versteckte Anleihen bei diesen beiden machen muß. Er knüpft dabei an eine Hypothese an, die damals mehr als je zuvor eine wissenschaftliche Lehre die Gebildeten in Bewegung setzte, derart, daß die Stellung zu ihr zu einem Kriterium der Weltanschauung wurde. Es handelt sich um Darwins Theorie der Selektion durch den Kampf ums Dasein. Brentano griff in die Diskussion darüber mit einer wichtigen Unterscheidung ein: Deszendenztheorie und Darwinismus dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Jene ist gesichert, unabhängig davon, ob der Darwinische Versuch zu ihrer Erklärung gelungen ist oder nicht. Was nun diesen betrifft, so will Brentano durchaus nicht darüber absprechen, daß die von Darwin herangezogenen Momente unter den Faktoren, die zur Entwicklung der Arten beigetragen haben, eine Rolle spielen. Wogegen er sich wendet, ist der Wahn, als stelle Darwins Hypothese

eine echte Form der Hypothese blinder Notwendigkeit dar. Allerdings, man könnte, wenn sie eine solche wäre, keine andere, einfachere ausdenken. Aber eben darum kommt die Hypothese blinder Notwendigkeit mit ihr zu Fall; denn sie kann ja nicht einmal die Entstehung neuer Organe und ebensowenig die Vervollkommnung bereits entwickelter begreiflich machen, ohne daß der Schein einer alle menschliche Verstandeskraft und Kunst unendlich überragenden Teleologie der Uranlage zurückbleibt.

Gegen die Unzulänglichkeit des Darwinismus ist man schon lange nicht mehr blind, doch dürfte sie kaum irgendwo so zwingend und gemeinverständlich dargelegt worden sein wie in dieser Vorlesung Brentanos. Da nun gerade diese berühmte Theorie so viele zu Atheisten gemacht hat, ist es sehr zu bedauern, daß Brentano nicht schon vor einem halben Jahrhundert durch die Veröffentlichung seiner Kritik auch außerhalb des Kollegs in den Kampf gegen den Materialismus eingetreten ist. Von seinen Studenten danken ihm viele Hunderte die Erhaltung des Gottesglaubens und die Bewahrung vor jener materialistischen Diesseitsreligion, deren fanatische Verkünder der Welt den Himmel auf Erden versprochen und die Ausführung damit begonnen haben, ein Riesenreich zur irdischen Hölle umzuschaffen. —

In der großen Vorlesung nimmt der teleologische Beweis die erste Stelle ein. Ihm folgen der Beweis aus dem Anfang der Bewegung, der aus der Kontingenz der Welt und der psychologische aus der Geistigkeit der Seele wie selbständige Argumente, deren keines einer Verifikation durch die andern bedürfte, wie immer eine solche wegen der verschiedenen Aufnahmefähigkeit der menschlichen Intellekte praktisch willkommen sein mag.

Jeder dieser Beweise knüpft an ältere Versuche, die fast alle bis auf Aristoteles zurückgehen, an, wird aber im wesentlichen originell geführt.

Schon daß der Beweis aus der Bewegung zu einem solchen aus dem Anfange der Bewegung wird, entfernt

ihn von dem aristotelischen, und neu ist auch die Art, wie dieser Beginn nachgewiesen wird, besonders im ersten Teile, wo er aus dem Gesetze der Entropie gefolgert wird. Brentano hat diesen Schluß schon im Jahre 1868 gezogen, seither ist er des öfteren wiederholt worden. Wie hier Errungenschaften moderner Physik herangezogen werden zur Lösung der erhabensten metaphysischen Frage, so im psychologischen Beweise die Ergebnisse der Gehirnphysiologie, wobei sich die Überraschung einstellt, daß gerade das Fehlen eines unpaarigen Seelensitzes, der Früheren zum Nachweise der Unkörperlichkeit des psychischen Subjekts unentbehrlich erschienen war, den Ausschlag zugunsten derselben gibt. Der Beweis für die Unkörperlichkeit des psychischen Subjektes, hier nur in knappen Andeutungen geboten, wird in anderem Zusammenhang ausführlich wiedergegeben werden.

Nachdem jeder der vier Beweise zur Annahme eines schöpferischen Prinzips geführt hat, soll in der „Vorlesung“ eine einfache und kurze Überlegung die unendliche Vollkommenheit dieses Urprinzips erkennen lassen. Später hat Brentano diese Überlegung nicht mehr so einfach gefunden, und im „Gedankengang“ wird auch auf die Selbständigkeit der vier Beweise für den Schöpfer verzichtet.

In der Tat müssen sich Bewegungsbeweis und psychologischer, um auch nur diese Etappe zu erreichen, auf den Satz vom ausgeschlossenen Zufall stützen. Eher könnte der teleologische dessen entraten, denn ein zufälliger Verstand würde die scheinbare Ordnung noch immer leichter erklären als ein zufälliger Unverstand.

So wird denn aus mannigfachen Gründen eine einheitliche Konzeption, bei der sich die verschiedenen den überlieferten Beweisen entlehnten Motive in die Arbeit teilen und zum Ganzen zusammenwirken, vorzuziehen sein. Ich war darum in Versuchung, die Schlußabhandlung „Gedankengang“, die eine solche enthält, direkt an die mit S. 204 endenden „Voruntersuchungen“ anzuschließen.

Dafür sprach auch noch anderes. Brentanos Kollegienheft bietet vom positiven Teile nur den teleologischen Beweis ausführlich und in einer Fassung, die durch seine späteren Untersuchungen nicht überholt ist, während der psychologische und der Kontingenzbeweis nur wenig ausgeführt sind und sich zum Teil in später verlassenen Geleisen bewegen. Das letzte gilt auch von gewissen Partien des Bewegungsbeweises, der allerdings im Kollegienhefte einen weit größeren Raum einnimmt als diese beiden. Im Kapitel „Vollendung der Beweise für das Dasein Gottes“, das vom schöpferischen Verstand zum unendlich vollkommenen Wesen führen will, erschien Brentano selbst später die Tragweite unseres Schöpfungsbegriffes überschätzt, wenn dort aus der unendlichen Schöpferkraft sofort auch auf ethische Vollkommenheit geschlossen wird. In diese Lücke tritt eine spätere Abhandlung „Von der sittlichen Vollkommenheit der ersten Ursache aller nicht durch sich selbst notwendigen Wesen“ ein, mit Überlegungen, die zum Teile im „Gedankengang“ wiederholt werden.

Wenn ich mich doch nicht dazu entschlossen habe, den ganzen zweiten Hauptteil der großen Vorlesung gegen die Abhandlung „Gedankengang“ einzutauschen, so haben folgende Bedenken den Ausschlag gegeben.

Vor allem durfte die klassische Darstellung des teleologischen Beweises, die ja auch durch spätere Überlegungen Brentanos in keinem wesentlichen Punkte überholt worden ist, nicht unterdrückt werden. Sollte sie ihren Platz im „Gedankengang“ bekommen, wo an Stelle von dreieinhalb Druckseiten nicht weniger als hundertfünfzig einzuschieben gewesen wären? Das hätte das Gefüge der feinen, kleinen Abhandlung gesprengt, ihre übersichtliche Konzeption gestört. Den teleologischen Beweis aber am ursprünglichen Platze zu lassen und die drei andern wegen ihrer veralteten Fassung im Kollegienhefte daraus zu streichen, hätte den Meisterbau des Kollegs zur Ruine gemacht.

So mußte ich mich zur Umarbeitung der drei dem teleologischen folgenden Beweise entschließen. Ich habe mich gefragt, wie Brentano sie geführt hätte, falls er selber dazu gekommen wäre, die große Vorlesung zu publizieren, und habe nach gründlichem Studium von allem, was der Nachlaß zu diesen Problemen enthielt, aus Handschriften und Diktaten, aus Briefen und Gesprächen das Reifste zusammengetragen, wovon ich annehmen durfte, daß Brentano selber mit seiner Einfügung an Stelle der abgetragenen Teile des Baues einverstanden gewesen wäre. Ob er diesem partiellen Umbau nicht einen Neubau über dem Grundrisse des „Gedankenganges“ vorgezogen hätte, ist keine Frage von praktischer Bedeutung. Er hat den Bau nicht ausgeführt, der Grundriß aber liegt dem Leser in der Schlußabhandlung dieses Bandes vor.

Auch im ersten Teile des Buches, in den Voruntersuchungen, konnte sich die Arbeit des Herausgebers nicht auf die mechanische Leistung korrekter Abschriften beschränken. Wir haben es ja, zum ersten Male bei der Publikation des Nachlasses, mit einem Kollegienhefte zu tun. Von solchen darf in der Regel vermutet werden, daß sie, in bloßen Schlagworten niedergeschrieben, das meiste der Ausführung durch den freien Vortrag überlassen. Das trifft glücklicherweise auf diese Vorlesung nicht zu. Sehr beträchtliche Teile sind stilistisch ausgearbeitet, immerhin die Stellen, wo an die Ergänzung durch den Vortrag gedacht war, so zahlreich, daß ich dies nicht immer anmerken konnte. Es wäre ja auch, wo der Gedanke eindeutig vorlag, pedantisch gewesen. Wo die Redaktion sachlicher Natur war, ist darauf aufmerksam gemacht. Einiges aus Brentanos Heften ist leider verloren gegangen, aber Nachschriften seines Schülers Marty standen mir zur Verfügung.

Die sachlichen Korrekturen beziehen sich immer auf Punkte, wo die spätere Lehre Fortschritte brachte. So mußte der veränderten Stellung Brentanos zur sog. *theologia analogica* Rechnung getragen werden, die

keinem unserer empirischen Begriffe Anwendbarkeit auf Gott zugestehen will, nicht einmal dem des Seienden. Auch hätte es Brentano sicher mißbilligt, wenn z. B. im Kapitel über das ontologische Argument die alte Auffassung, als könne man auch solches, was nicht real wäre, zum Gegenstande des Denkens machen, und die Meinung, als hätten wir es bei Worten wie Existenz oder Möglichkeit mit Namen und Begriffen zu tun, nicht getilgt worden wäre. Durch die Einsicht, daß es sich dabei um bloß mitbedeutende Worte handle und daß Möglichkeiten, Unmöglichkeiten, ewige Wahrheiten nur im Sinne einer Fiktion zu einem Etwas, insbesondere zu einem von Gott unabhängigen gemacht werden können, wird ja nicht nur die Analyse des ontologischen Argumentes selbst noch durchsichtiger, sondern auch die Metaphysik im allgemeinen und die Gotteshypothese insbesondere von allen störenden Überbleibseln der Platonischen Ideenlehre befreit.

Das Konservieren des Überlebten hätte übrigens das Studium der Philosophie Brentanos für alle, die es aus den Nachlaßbänden begonnen haben, erschwert, denn diese bringen die Lehre in ihrer reifsten Gestalt.

In den „Voruntersuchungen“, dem ersten Teile des vorliegenden Bandes, ist wohl alles Wesentliche gewürdigt, was gegen die Möglichkeit exakter Gottesbeweise vorgebracht werden kann. Die Auseinandersetzung mit Hume und Kant umfaßt einen ganzen Entwurf der Erkenntnistheorie.

Wo der Text der Vorlesung späteren Arbeiten Brentanos angepaßt werden mußte, war oft aus mehreren Fassungen eine Wahl zu treffen. Ob ich immer die richtige getroffen, wird man kontrollieren können, sobald der ganze Nachlaß bekannt sein wird. Manches hätte ich gerne nochmals überarbeitet, aber der Gedanke an die Fülle des Stoffes, den die Herausgeber noch zu bewältigen haben, zwang dazu, die auf diesen Band gewendete, vor vier Jahren begonnene, aber mehrmals unterbrochene

Arbeit zum Abschluß zu bringen, zumal viele das Erscheinen dieses Werkes schon lange und mit zunehmender Ungeduld erwarten.

In Zweifeln konnte ich mich wiederholt mit meinem Freunde Prof. O. Kraus in Prag, der gerade den sechsten der von ihm übernommenen Nachlaßbände fertiggestellt hat, beraten. Entsagungsvolle Hilfe bei der Redaktion des Druckmanuskriptes danke ich meinem getreuen, freiwilligen Assistenten Dr. Ernst Foradori. Mein Fakultätskollege, der Botaniker Prof. Dr. Adolf Sperlich hatte die Güte, den Text des teleologischen Beweises durchzusehen und manche Anmerkung zu den Biologischen betreffenden Partien beizustellen. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Die erste Erwähnung der Vorlesungen über das Dasein Gottes findet sich in einem Briefe Brentanos an Marty vom 1. Februar 1871, wo es heißt: „Stumpf erzählt mir, daß Sie die Logik dieses Semesters wünschen. Leider werden Sie nicht das finden, was Sie erwarten. Ich ließ mich, um die durch den Krieg vorzeitig abgebrochene Metaphysik des vorigen Semesters zu ergänzen, dazu verleiten, einen Teil der für die Logik bestimmten Stunden auf den Beweis des Daseins Gottes zu verwenden, und da ich hier in beliebter Weise eingehend war, dehnten die Untersuchungen sich über vierundzwanzig Stunden aus. Namentlich vermehrte ich die Betrachtungen über die Möglichkeit eines strengen Beweises und ging auf ganz neue Objectionen ein.“ Die Handschrift dieser Vorlesung findet sich im Nachlaß, ebenso aber auch noch ältere Entwürfe, die bis 1867 zurückreichen. Das Kollegienheft ist wiederholt umgearbeitet worden. Am 6. April 1873 berichtet er Marty, daß er seine Würzburger Laufbahn mit der Erörterung der großen Weltanschauungsfragen abgeschlossen habe: in der Metaphysik mit den Gottesbeweisen, im Kolleg über Psychologie mit der Unsterblichkeitsfrage, im Seminar („in der Sozietät“) mit den höchsten ethischen Betrachtungen. Ein Jahr darauf rühmt er den Eifer der Wiener Studenten, die in der

Psychologie mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen und der Vorlesung über das Dasein Gottes immer zahlreicher zuströmen, so daß man in den größten Hörsaal übersiedeln muß. Aus dem Jahre 1877 datiert eine neue Redaktion des Metaphysikheftes. Der Text des vorliegenden Bandes aber ist zum größten Teile nach der Handschrift vom Jahre 1891 hergestellt. Doch finden sich zwischen den mit violetter Tinte beschriebenen Quartseiten dieses Manuskripts vielfach kleine, mit Bleistift geschriebene, nicht selten schon schwer lesbare Oktavblätter aus den älteren Fassungen.

Wie weit Brentano in jeder einzelnen Stunde gekommen ist, verzeichnete er am Rande, wo die Lektionen fortlaufend gezählt sind. Da diese Zäsuren nicht sachlichen Abschnitten entsprechen, konnten sie im Drucke nicht beibehalten werden. Eine Gliederung in abgerundete Vorlesungen aber hätte solche von zu verschiedenem Umfange ergeben. So bleibt es der gelegentlich vorkommenden direkten Anrede an die Zuhörer überlassen, den Charakter einer Vorlesung anzudeuten.

Großen Wert legte Brentano immer auf zusammenfassende Inhaltsangaben zur Erleichterung der Übersicht. Die zum ersten Teile des vorliegenden Bandes, zu den Voruntersuchungen, und die zum „Gedankengang“ stammen von ihm selbst. Bei der Einteilung in Paragraphen erlaubte ich mir Abweichungen vom Hefte, wo sie nicht fortlaufend, sondern abschnittsweise durchgeführt und häufig unterbrochen ist.

Bei den Anmerkungen blieben die bisher bewährten Gesichtspunkte gewahrt. Sie sollten vorwiegend solches enthalten, was der Leser zum besseren Verständnis braucht, aber nicht leicht anderswo als bei einem mit der Gesamtlehre vertrauten Schüler Brentanos finden kann.

Das Erscheinen des Werkes fällt in eine Zeit, wo die Gebildeten nicht mehr so stark im Banne materialistischer Weltanschauung stehen wie in den Jahren, da es entstand.

Doch scheint eine andere Gefahr nicht gering, nämlich die des Mystizismus. Wem Philosophie eine Wissenschaft und nicht bloßes Surrogat für eine solche ist, für den kann es auch in der Gottesfrage nur zwei Dinge geben, entweder Verzicht oder Beweise.

Innsbruck, Weihnachten 1928.

ALFRED KASTIL

Inhalt

Vorwort des Herausgebers.	III
Zum Geleite: Aus einem Briefe F. Brentanos an einen Agnostiker	LIII

VOM DASEIN GOTTES

Vorlesungen, gehalten an den Universitäten Würzburg und
Wien (1868—1891)

Einleitung

Theoretisches und praktisches Interesse der Gottesfrage

1. Die Wichtigkeit dieser Untersuchung soll beleuchtet werden zunächst	1
2. unter theoretischem Gesichtspunkte. Unter diesem überragt sie alle anderen	
a) wegen der Vollkommenheit des Gegenstandes. Ihn, wenn auch nur mangelhaft zu erkennen, das höchste dem Menschen beschiedene Glück	2
b) In sich betrachtet, wäre das Dasein Gottes diejenige Wahrheit, von der alle anderen abhängen	2
3. Unter praktischem: a) Glücksquelle. b) Trost im Un- glück (Leibniz); Bedürfnis im Glück (Goethe)	3
c) Besondere Bedeutung im Zusammenhang mit der Unsterblichkeitsfrage	3
Die ist, nach dem Zeugnis der Dichter, die Sehnsucht aller Edlen; ohne Gott aber wäre Unsterblichkeit gar nicht zu wünschen	4
d) Ebenso im Zusammenhang mit der Frage nach der Zukunft des ganzen Kreises, auf den wir wirken	5
4. Bedeutung für die Moral. a) Kant. Schiller	5
b) Was in sich gut und schlecht, muß freilich unabhängig von der Gottesfrage erkannt werden. Was aber das praktisch Beste ist, hängt davon ab, ob die Welt- entwicklung mehr zum Guten als zum Bösen führt. Ohne Glauben an die individuelle Unsterblichkeit ist keine optimistische Ethik des Wirkens möglich und jener nicht ohne Gottesglauben. Ein Optimismus ohne Gott ist keiner des Verstandes, sondern des Trie- bes	5
5. Bedeutung für die sozialen Zustände	10
6. Bedeutung für die Kunst	10
7. Wie die Theisten halten sie auch die Atheisten für die wichtigste Frage. Zeichen dafür	11

8. Behandlungsweise der Frage. Nicht blindes Glauben, Wissen streben wir an. Eingehende Darlegung auch der Gegengründe unerlässlich 11

Erster Teil

Voruntersuchungen

Erste Voruntersuchung

Ob die Untersuchung nicht überflüssig? Behauptung, das Dasein Gottes stehe von vornherein fest

I. Äußerliche Argumente dafür

9. Zwei Untersuchungen sind zu führen: ob Gottesbeweise nicht überflüssig und ob sie nicht unmöglich 15
10. Äußerliche Argumente für die Behauptung, daß es gar keiner Beweise für das Dasein Gottes bedürfe 15
- Leichtigkeit, mit der die Kinder den Glauben an Gott annehmen, und Übereinstimmung aller Völker in ihm deuten darauf, daß er priori feststehe.
Antwort: Weder diese noch jene spricht dafür. Es gibt ursprüngliche Glaubensneigungen auch für Irrtümliches. Die Übereinstimmung der Völker im echten Gottesglauben besteht gar nicht, bestünde sie aber, so bedürfte es nicht dieser Erklärung 16
11. Berufung auf den Satz: Gott ist das Prinzip, wodurch wir alles erkennen 17
12. Antwort: Etwas von Gott Gewirktes erkennen heißt noch nicht es als von Gott Gewirktes erkennen 18
13. Hinweis auf das ungleich bestechendere ontologische Argument 18

II. Das ontologische Argument für das Dasein Gottes

A. Seine Geschichte von Anselm bis Leibniz

14. Interesse in historischer Beziehung 19
15. Fassung des Argumentes bei Anselm von Canterbury 19
16. Des Mönches Gaunilo Kritik daran 20
17. Kritik von Thomas v. Aquino 21
18. Erneuerung des Arguments in veränderter Form durch Descartes 21
19. Einwand, der schon diesem vorlag, daß zunächst Gottes Möglichkeit gesichert sein müßte 22
20. Descartes hält diese Forderung für berechtigt, aber leicht erfüllt. Ebenso Leibniz. Jener will die Möglichkeit Gottes der Klarheit, dieser dem durchwegs positiven Charakter des Gottesbegriffes entnehmen 23

B. Humes Kritik des ontologischen Arguments

21. Die Annahme, daß der Satz „Gott ist“ dem Subjekt ein bereits darin enthaltenes Prädikat „Existenz“ zuspreche, ist falsch. Das Urteil ist keine Prädikation, sondern ein Glauben an den Gegenstand (was wiederum eine Art Fühlen oder fest beharrendes Vorstellen desselben ist). So ist der Satz kein analytischer. Außerdem ist der Gedanke eines durch sich notwendigen Wesens ein Ungedanke 24
22. Warum Humes Opposition geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann. Andere seiner Sätze zogen mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Seine weitgehende Skepsis widerstrebte den meisten. Seine Untersuchung ist verwickelt. Die sämtlichen dazu gehörigen Momente nirgends übersichtlich zusammengestellt 25
23. Zudem ist in seinen Erörterungen manches paradox, anderes irrtümlich. 1. Ein Irrtum, wenn er lehrt, „A“ und „Existenz von A“ besage dasselbe. 2. Paradox mußte damals die Lehre klingen, daß das Urteil nicht wesentlich in einer Verbindung von Vorstellungen bestehe . . 26
3. Unhaltbar, daß es ein Gefühl oder festeres Vorstellen sei. 27
4. Daß es ein in sich notwendiges Wesen nicht geben könne, können wir nicht von vornherein wissen. Auch ist es nicht richtig, daß unmöglich dasselbe heißt wie widersprechend. Es könnte Axiome geben, die einem andern Typus als dem des Kontradiktionsgesetzes angehören 28
24. Die Wolff-Schule behielt das Argument. Doch Kant entging das Bedeutsame in Humes Angriff nicht . . 29

C. Kants Kritik des ontologischen Arguments

25. Momente in Humes Opposition, denen Kant nicht beistimmt. 30
26. Dagegen gibt er zu, daß der Satz „Gott ist nicht“ nicht unmittelbar widersprechend ist 30
27. Der Satz „Gott ist“ gilt Kant als kategorischer Satz, aber von sehr eigentümlicher Art, nämlich als ein synthetischer Satz, welcher den Gegenstand selbst mit dem Begriffe in Beziehung setze, wie denn Ähnliches von jedem Existenzialsatze gelte 31
28. Kants Folgerung aus dieser Lehre über die Natur des Existenzialsatzes für das ontologische Argument . . . 33
29. Dessen wesentlichen Fehler findet er darin, daß es ein synthetisches Urteil für analytisch nimmt 33
30. Großer Beifall, den diese Kritik Kants am ontologischen Argument gefunden 33
31. Was daran Kant eigentümlich ist. Seine Differenz von Hume und ihr Belang: die Rückkehr zum kategorischen Urteil. Dennoch Spuren, die an Hume erinnern, in der eigentümlichen Auffassung vom Existenzialsatz . . . 34

32. Irrtümer Kants: unmöglich kann der wirkliche Gegenstand die Stelle des Prädikats im Existenzialsatz einnehmen	34
33. Auch Existenzialsätze könnten analytisch sein	36
34. Daß im Begriffe Gottes dessen Dasein enthalten, läßt sich nicht leugnen	37
35. So scheint denn zunächst der Ansturm Kants in seiner Berechtigung zweifelhaft. Kein Wunder, daß das Argument nach wie vor Verteidiger gefunden hat	38
36. Und doch ist es zu verwerfen, es ist ein Trugschluß durch Mehrdeutigkeit	38

D. Nachweis des Fehlers im ontologischen Argument

37. Daß so vielen bedeutenden Philosophen ein so grober Fehler unterlaufen konnte, erscheint erstaunlich	39
38. Doch nur für den, der die Geschichte der Wissenschaft und die Natur der Äquivokationen nicht genügend studiert hat	39
Verwüstungen, welche Äquivokationen schon angerichtet haben	40
Weites Gebiet der Äquivokationen. Schon Aristoteles hat Untersuchungen über ihren mannigfachen Charakter angestellt. Seine Dreiteilung derselben. Seine Bemerkungen sind nicht erschöpfend. Beispiele. Allgemein in allen Sprachen ist die Äquivokation eines Namens durch dreifache Supposition. Noch eine vierte wäre zu notieren	40
Nicht bloß Namen sind äquivok, auch Pronomina, Partikeln, Flexionen. Ferner syntaktische Verbindungen (Formeln). Besonders groß ist die Gefahr, wo man sich die Bedeutungen nicht klar gemacht hat und gar nicht an Äquivokationen denkt	41
39. In unserem Falle können zweierlei Äquivokationen vorliegen:	
1. entweder wird ein negatives Urteil für positiv gehalten (wegen der bejahenden Aussageform). Dies begegnet allen Logikern, die vom Satz des Widerspruchs den der Identität „A ist A“ unterschieden wissen wollen	42
40. 2. oder eine bloß nominale Bestimmung für eine reale genommen	43
41. Nachweis des zweiten Fehlers im ontologischen Argument	44
42. Nachweis der ersten	45
43. Was alles man bei Nichtbeachtung der Äquivokation ebensogut beweisen könnte	46

E. Die im ontologischen Argument versteckte Wahrheit

44. Trotz der Größe des Fehlers sind die Verteidiger des Arguments nicht gering zu schätzen. Sie haben sonst	
--	--

Großes geleistet, und einer gereicht dem andern zur Entschuldigung. Auch die Gegner haben die tiefste Wurzel des Irrtums nicht aufgedeckt. Auch Kant nicht . .	47
Überhaupt haben die Logiker die Äquivokation der Formeln nicht bemerkt	48
45. Zudem haben die Verteidiger an Wahres gerührt . .	48
A. Wahr ist: Wer zugibt, daß Gott möglich ist, muß zugeben, daß er ist. Nachweis dieses Satzes durch Analyse des Sinnes von „möglich“ und von „Gott“	48
46. Vergleichender Blick auf die mathematischen Wahrheiten. Was, wenn wahr, notwendig wahr ist, ist, wenn falsch, notwendig falsch	50
47. Andere Wendung des Beweises der These	51
48. Manche wollen überall von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit schließen	52
49. Sofern sie dem Satze zustimmten, waren also Descartes und Leibniz im Recht; sie irrten aber, da sie sich den Beweis der Möglichkeit Gottes leicht dachten. Er ist aus dem Begriffe überhaupt nicht zu führen. Der Begriff eines allrealen Wesens ist geradezu widersprechend	52
50. Meinung derjenigen, die keinen unserer Begriffe auf Gott anwendbar finden	53
51. Diese „analogische Theologie“ läuft auf einen Agnostizismus, ja auf Atheismus hinaus	54
Vollständig ist unser Gottesbegriff freilich nicht und reicht darum auch nicht aus, sein Dasein erkennen zu lassen. Zeugnis Humes, daß dazu der Besitz irgendwelcher anwendbarer Begriffe nicht genügen würde .	55
Die Rede von einer bloß analogen Erkenntnis Gottes ist Produkt einer philosophischen Verfallszeit.	
52. Unterschied der Begriffe unendlich vollkommen und allreal.	56
53. Auch klar im Descartesschen Sinne kann man unsern Gottesbegriff nicht nennen	56
54. Kant hat recht, daß er nicht ausreiche, uns die Möglichkeit seines Gegenstandes zu gewährleisten	57
Gleichwohl bleibt auch Leibniz im Rechte: aus der Möglichkeit würde die Wirklichkeit Gottes folgen.	
55. B. Wer einen vollständigen Gottesbegriff hätte, würde daraus seine Existenz erkennen	58

Zweite Voruntersuchung

Ob es von vornherein einleuchte, daß sich das Dasein Gottes nicht beweisen lasse?

56. Zwei Standpunkte, die unsere Untersuchung aussichtslos erscheinen lassen: dem einen gilt ein unendlich vollkommenes Wesen (Gott) selbst für unmöglich; dem andern Gottesbeweise für undurchführbar	60
--	----

I. Gründe, die es von vornherein einleuchtend machen sollen, daß Gott nicht sei

- | | | | |
|-----|------|---|----|
| 57. | I. | Der Begriff eines unendlich vollkommenen Wesens schließt Widersprüche ein | 60 |
| | | Antwort: nicht er, sondern der des allrealen Wesens, mit dem er sich nicht deckt | 60 |
| 58. | II. | In einem unendlichen Wesen müßte alles Endliche untergehen | 61 |
| | | Antwort: ein Sophisma nach Art des Gorgias; das unendlich Vollkommene ist nicht die Summe aller Werte | 61 |
| 59. | III. | Das Werk des unendlich Vollkommenen müßte unendlich vollkommen sein, nicht voll von Mängeln wie die Welt | 62 |
| | | Antwort: nur ins Unendliche an Vollkommenheit wachsend | 62 |
| | | Instanz: aber dann doch tadellos in jedem Momente. Antwort: da wir den letzten Zweck nicht kennen, läßt sich kein Tadel als berechtigt erkennen und die Annahme, daß die Welt wachsend an Vollkommenheit jedes Maß überschreiten werde, nicht durch unsere Erfahrung widerlegen . . . | 62 |
| 60. | | Beleuchtung unserer Frage von dieser Seite. Blick auf den wahrscheinlichen Ausgangspunkt der Entwicklung | 63 |
| 61. | IV. | Das Prinzip der Ähnlichkeit des Wirkenden mit dem Gewirkten schließt aus, daß Gott Ursache des Schlechten sei; und doch müßte er Ursache von allem sein | 64 |
| | | Antwort: dieses Prinzip leuchtet weder a priori ein, noch wird es durch die Erfahrung gerechtfertigt | 65 |
| 62. | V. | Die Regelmäßigkeit im Laufe der Natur ist unvereinbar mit dem freien Walten eines allmächtigen Wesens | 66 |
| | | Antwort: regellose Eingriffe widersprächen seiner Weisheit | 67 |
| | | Gottesglaube schließt Wunderglauben nicht ein. | 68 |
| 63. | VI. | Gott würde wirken ohne zu leiden, was dem Gesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung widerspricht | 68 |
| | | Antwort: a) dieses Gesetz ist nur auf Körper anwendbar. b) Die Analogie zu „doppelte Masse — doppelte Anziehung“ wäre „unendliche Kraft — keine Gegenwirkung“ | 68 |
| 64. | VII. | Der göttliche Verstand müßte einfach und unabhängig sein; jedes Denken fordert aber ein kompliziertes physiologisches Substrat | 70 |
| | | Antwort: grober Anthropomorphismus. — Unhaltbarkeit des sog. Korrelativismus vom Bewußtsein und Gehirnprozeß | 70 |

II. Argumente, welche darauf ausgehen, von vornherein zu zeigen, daß ein sicherer Beweis für das Dasein Gottes nicht erbracht werden könne

A. Skeptische Bedenken allgemeiner Art

I. Der allgemeine Skeptizismus

65. Er verwirft jede Erkenntnis 72
und widerspricht damit sowohl der Erfahrung als auch
sich selbst 72

II. Die gemilderte Skepsis der Neueren Akademie

66. Diese Form läßt überall nur Wahrscheinlichkeit gelten 73
67. Wäre sie im Recht, so bliebe für die Gotteserkenntnis
nur eine minimale, aber auch sie widerspricht der Er-
fahrung und sich selbst 74

III. Die limitierte Skepsis David Humes

68. Bei jedem Schluß von Tatsachen auf Tatsachen stützen
wir uns auf Kausalverhältnisse. Seine Berechtigung
hängt davon ab, ob das Vertrauen auf die Erfahrung ver-
nünftig ist. Es ist unvernünftig; man folgt dabei dem
blinden Drange der Gewohnheit 75
Ein Schluß auf eine transzendente Tatsache ist außer-
dem unnatürlich, und so insbesondere der auf das Da-
sein Gottes beides, unvernünftig und unnatürlich . . 76

IV. Der transzendente Idealismus Kants

69. Kants Reaktion gegen Hume bekämpft seine Angriffe auf
alle Wissenschaft, indem sie sich auf synthetische Er-
kenntnisse a priori stützt. Aber dem Versuch eines
Gottesbeweises bringt er keine Hilfe 77
70. Vor allem erscheint ihm selbst die Möglichkeit erweiternder
Erkenntnisse a priori mysteriös. 78
71. So greift er zur Hilfsannahme, daß sich die Gegenstände
nach ihnen richteten 79
72. Doch nur solche Gegenstände, die bloße Phänomene, nicht
Dinge an sich sind. Die Phänomene sind Produkt einer-
seits der Dinge an sich, andererseits unserer Subjektivität 79
Unser Erkenntnisvermögen zweifach: Anschauung und
Verstand, jene trägt die apriorischen Formen von
Raum und Zeit in sich, dieser liefert uns zwölf reine
Verstandesbegriffe, die sog. Kategorien 80
73. So haben denn die synthetischen Erkenntnisse a priori,
ohne welche kein Aufbau der Wissenschaft möglich,
nur im Bereiche möglicher Erfahrung Gültigkeit. Das
Dasein Gottes erscheint auch von Kants Standpunkte
als schlechthin unerweisbar 81

Kritik der Lehre Kants

74. Kants synthetische Erkenntnisse a priori können in der
Tat Gottesbeweise nicht retten; dies um so weniger, weil
wir gar keine solchen Erkenntnisse besitzen 81

75. Ist dem so, so hat Kant freilich nicht entfernt die Bedeutung, welche man ihm zuzuschreiben pflegt. Er war mehr ein Schriftsteller der Macht als der Wahrheit, wie man dies von Hegel und Schelling bereits allgemein eingesteht. Der frühere Irrtum der öffentlichen Meinung in bezug auf diese läßt einen solchen in bezug auf Kant minder befremdlich erscheinen	83
76. Ein paar geschichtliche Momente machen sie noch mehr verdächtig: a) Kants Nachwirkung, b) seine Stellung im Ganzen der neueren Philosophie	84
Die drei großen Perioden der Philosophiegeschichte und das Gesetz der vier Phasen innerhalb jeder derselben	85
77. Kurze Veranschaulichung dieses Gesetzes an der Periode der alten und der mittelalterlichen Philosophie . . .	86
Die vierte Phase überall eine Art Surrogatphilosophie.	
78. Die Surrogate, deren sie sich für echte Erkenntnis bedient, sind teils überschwenglich, teils Lückenbüßer .	87
79. Kants Lehre ist vom Grund aus unhaltbar. Wie schon gesagt, gibt es gar keine synthetischen Erkenntnisse a priori. Wenn Kant solche gefunden zu haben glaubt, so ist dies die Folge davon, daß er weder den Begriff der Erkenntnis noch den des Synthetischen richtig faßt .	88
80. Daß Erkenntnis Einsicht verlangt, entgeht ihm. Bezeichnend dafür sind vier Momente:	89
a) die Frage: Wie sind synthetische Erkenntnisse a priori möglich?	89
b) die Antwort: die Dinge richten sich nach ihnen . .	90
c) die Frage nach den Grenzen ihrer Gültigkeit . . .	90
d) die Antwort darauf: ihre tatsächliche Beschränkung Sie wären hiernach nur Vorurteile, von welchen Kant vertraut, daß sich die Gegenstände nach ihnen richten	90
81. Indessen finden sich bei ihm unter der Bezeichnung synthetische Erkenntnis a priori auch evidente Sätze a priori, die aber dann eben nicht synthetisch, sondern analytisch sind	90
Kant entgeht dies, weil er auch den Begriff des Synthetischen nicht richtig faßt, was ihn dazu führt, den analytischen Charakter vieler Urteile zu verkennen und infolge davon die Bedeutung dieser Klasse zu unterschätzen und zu leugnen, daß durch sie unsere Erkenntnis erweitert werde	91
82. Widerlegung. Auch Erläuterung erweitert unsere Erkenntnis. Axiome positiven Widerstreits neben denen der Kontradiktion	92
83. Die ganze Arithmetik besteht aus analytischen Erkenntnissen. Die Rolle, welche in ihr die Anschauung spielt, ist eine ganz andere als diejenige, die Kant ihr zuweist	92
84. Ebenso analytisch ist die Geometrie. Kant verkannte dies, weil er Lehrsätze irrtümlich für axiomatisch hielt und unter den Axiomen manche übersah	96

85. Andere Beispiele Kants sind zwar synthetische Erkenntnisse, aber nicht *a priori*. So z. B. das Trägheitsgesetz. Man kann nicht einmal sagen, wir hätten einen angeborenen Drang, daran zu glauben. Kant bringt für den apriorischen Charakter allerdings sein gewöhnliches Argument: Allgemeinheit und Notwendigkeit, allein dies zeigt nur, wie unzugänglich diese Kriterien sind . . . 97
- Eher bliebe die Möglichkeit, den Fall als ein Mittelding von apriorischer und aposteriorischer Annahme zu fassen, als einen durch Induktion vorbereiteten Drang, über ihr Ergebnis hinauszugreifen. (Kardinal Newmans *grammar of assent*.) Aber auch dann hätten wir nur ein Vorurteil, keine Erkenntnis, selbst wenn uns Gegenstände den Gefallen täten, sich nach unseren Vorurteilen zu richten . . . 98
86. Instanz: wenn wir nur dessen gewiß sind, dann bekommt ein solches Vorurteil den Wert einer Erkenntnis . . . 99
- Antwort: aber wie sollen wir dessen versichert sein, daß sich die Gegenstände nach ihnen richten? Kant glaubt sich sicher, aber er irrt darin, denn es ist weder selbstverständlich und wäre es sogar nicht, wenn der reine Idealismus richtig wäre und unsere Subjektivität allein es wäre, die die Phänomene erzeugte, noch kann die Erfahrung dafür Gewähr bieten, wenn anders wir ihr mit Kant die Kraft, Allgemeingültigkeit zu sichern, absprechen. Auch wären in diesem Falle die synthetischen Erkenntnisse *a priori* nutzlos, und wo bliebe die Hilfe gegen Humes Angriff auf die Verläßlichkeit der Induktion? . . . 101
87. Auch in anderen Punkten zeigt sich Kants Lehre unhaltbar. So die von den Vorstellungen (Anschauungen und Begriffen) *a priori* . . . 101
88. Was die Raum- und Zeitanschauung anlangt, hat Kant ihre Apriorität nicht erwiesen. Er macht, indem er es versucht, von dem Kriterium der Allgemeinheit und Notwendigkeit in äquivoker Weise Gebrauch . . . 102
89. Nicht einmal diese selbst vermag er festzustellen, geschweige denn damit zu beweisen, was er will . . . 103
90. Eine Raum- und Zeitanschauung, wie Kant sie uns zuschreibt, haben wir nicht. Die unsere ist weder rein, noch unendlich, noch *a priori* . . . 104
91. Ebenso unhaltbar ist seine Kategorienlehre. Einige der vermeintlichen Begriffe *a priori* sind nicht einmal Begriffe . . . 105
92. Und die es sind, sind nicht *a priori*. Empirischer Ursprung des Substanzbegriffes . . . 107
93. Verflachung des Aristotelischen Substanzbegriffes bei Kant . . . 109
94. Kant will die Kategorien aus den Unterschieden des urteilenden Verhaltens ableiten, verkennt aber die Natur des Urteiles. Was er auf solcher Unterlage weiterbaut, wird für die folgende Zeit zum verderblichen Beispiel scheinwissenschaftlicher Konstruktion . . . 110

95.	Unhaltbar sind endlich auch Kants Beschränkungen der Forschung, worin er teils Hume Zugeständnisse macht, teils sogar antastet, was dieser unberührt gelassen . . .	111
96.	1. die Unerkennbarkeit des Dinges an sich. Sie ist durch Kant unzulänglich bewiesen, ja durch das Zeugnis der evidenten inneren Wahrnehmung geradezu widerlegt	112
	Auch die sog. phänomenale Erkenntnis eines Dinges ist Erkenntnis eines Dinges an sich, nämlich dessen, der das Phänomen hat	113
97.	2. die ausschließliche Gültigkeit der synthetischen Erkenntnisse a priori für Gegenstände möglicher Erfahrung, wobei auch die mathematischen Axiome und das Kausalgesetz einbezogen werden	114
	Diese Einschränkung ist völlig willkürlich . . .	115
98.	Wäre sie aber berechtigt, so bliebe nicht genug für Mathematik und Naturwissenschaft. Diese wendet das Kausalgesetz nicht auf Phänomene an, sondern auf Dinge an sich und hat nie ein Bedenken, über die Erfahrungsgrenze hinauszugehen	115
	Ebensowenig hält die Mathematik diese ein, ihre Forschungen beziehen sich auf mehr als dreidimensionale Überräume. (Kant selbst läßt, wo ostensive Konstruktion nicht möglich, symbolische zu)	116
99.	Kant selbst durchbricht beide Schranken: so beim Schluß auf das Ding an sich, auf die Subjektivität, auf fremde psychische Phänomene, auf eine Mehrheit seelischer Wesen	117
	Klaffende Widersprüche in seiner Kosmologie. Die synthetischen Erkenntnisse a priori sollen nicht für die Totalität der Erscheinungen gelten, was mit ihrer Gültigkeit für jeden einzelnen Teil im Widerspruch steht	118
100.	3. Genau besehen beschränkt Kant auch die Gültigkeit der analytischen Erkenntnisse	118
101.	Kants Kampf gegen die Skepsis endigt so mit einer Niederlage auf der ganzen Linie.	120

Kritik der Lehre Humes

102.	Kants Mißlingen spricht nicht gegen die Kraft seines Geistes	120
103.	Beim Kampf gegen Hume ist der gesunde Menschenverstand von vornherein auf unserer Seite, denn seine Argumente beweisen entweder nichts, oder es fällt die ganze empirische Wissenschaft	121
104.	Wiederholung der Hauptpunkte seiner Lehre	122
105.	Weitreichender Charakter seiner Skepsis	123
106.	1. Hume übersieht, indem er die apriorischen und aposteriorischen Erkenntnisse nach den Gegenständen scheidet, daß dasselbe auf beide Weisen erkannt werden könnte	124

107.	2. Eine Folge dieses Fehlers ist die Vernachlässigung von Tatsachenschlüssen, die keine Kausalschlüsse sind . . .	125
108.	3. Seine Bestimmung des Ursachenbegriffes ist verfehlt. Berichtigung	126
109.	Nachweis, aus welchen Phänomenen dieser Begriff geschöpft ist	127
110.	Warum Hume selbst, obwohl der richtigen Methode sich bewußt, den Nachweis verfehlt haben mag . . .	129
111.	4. Falsch ist auch seine Behauptung, daß unser Vertrauen auf die Erfahrung unvernünftig und immer nur durch den Drang der Gewohnheit bestimmt sei	130
112.	Eine neue Theorie für Tatsachenschlüsse muß gefunden werden, die dann auch den Schlüssen auf Transzendentes gerecht werden muß	131
113.	Kurzer Rückblick	132
114.	Schlüsse von Tatsachen auf Tatsachen müssen den allgemeinen Regeln der Logik entsprechen, haben also nur Berechtigung 1. wenn die Prämissen den Schlußsatz selbst, oder 2. dessen unendliche Wahrscheinlichkeit einschließen. Hieraus schon erhellt die Bedeutung der Wahrscheinlichkeitsrechnung für die Induktion. Die Mathematiker liefern uns die Waffe gegen Humes Angriff auf die Erfahrungswissenschaft	132

Die wahre Natur der Schlüsse von Tatsachen auf Tatsachen

115.	I. Tatsachenschlüsse, bei denen die Prämissen den Schlußsatz involvieren	133
116.	II. Tatsachenschlüsse, bei denen die Prämissen die unendliche Wahrscheinlichkeit des Schlußsatzes involvieren. Ein orientierendes Beispiel	136
117.	Zwei Fälle von Tatsachenschlüssen, die nicht Kausalschlüsse sind (1, 2)	136
118.	Kausalbeziehungen sind überall zu erschließen, wo die Erfahrung kontinuierlichen Zusammenhang zeigt (3)	137
119.	Schlüsse auf besondere Kausalgesetze. Unterschied von empirischen und Grundgesetzen (4)	138
120.	Das allgemeine Kausalgesetz. Mißglückter Versuch, es empirisch zu sichern (5)	139
121.	Der richtige Erfahrungsbeweis stützt sich auf das Gesetz: natura non facit saltum	140
122.	Mißglückte Versuche, das allgemeine Kausalgesetz a priori zu beweisen	141
123.	Apriorischer Beweis dafür aus dem Begriff des Werdens, der zwar nicht den Begriff der Ursache, aber den der Zeit enthält	141
124.	Analyse der verschiedenen Fälle, unter denen ein ursachloses Werden stattfinden mußte: a) einfachster Fall, wo einem Realen, das von selbst werden könnte, kein positiver, nur der kontradiktorische Gegensatz entgegensteht	142

125. b) kompliziertere Fälle, wo auch mit positiven Gegensätzen zu rechnen wäre. Analyse des Falles, wo das spontane Entstehen nur solange als möglich gedacht wird, als keiner der positiven Gegensätze wirklich ist	144
126. c) Analyse des Falles, wo spontanes Geschehen auch trotz des Bestandes eines positiven Gegensatzes möglich gedacht wird	145
127. Zwei Einwände gegen diesen apriorischen Beweis des allgemeinen Kausalgesetzes und ihre Lösung	147
128. Wiederholung des Grundgedankens unseres Beweises	149
129. Verwandtschaft desselben mit den Motiven, die das Kausalgesetz dem gesunden Menschenverstande empfehlen	150
130. Wiederaufnahme der Frage (aus 119), ob Kausalgesetze, die Grundgesetze sind, sich empirisch feststellen lassen	150
131. Antwort: Grundgesetze im strengen Sinne (wahrhaft kosmologische Gesetze) wären nur unter Voraussetzung der Erkenntnis des Daseins Gottes mit Sicherheit festzustellen	152
132. Schlüsse auf konkrete Ursachen (6)	153
133. Bedingungen für Schlüsse auf transzendente Ursachen (7)	
a) man muß eine Vorstellung davon haben	154
b) die Annahme muß die Tatsachen unendlich besser erklären als alle andern Hypothesen. Die erste ist erfüllbar	154
134. Drei Fälle, wo auch die zweite erfüllt ist.	155
135. Humes Vorwurf besonderer Unnatürlichkeit transzendenter Schlüsse ist unberechtigt. Die Gewohnheit drängt auch zu Analogieschlüssen, wie z. B. der teleologische Beweis solcher sich bedient	157
V. Weitere Argumente allgemeiner Art gegen die Beweisbarkeit des Daseins Gottes	
136. Rückblick auf die bisher erörterten Einwände	159
137. Comtes Einwand, daß die Ursachenforschung überhaupt, also auch die nach der ersten Ursache unmöglich	160
138. Antwort: Unterscheidung eines zweifachen Sinnes, in dem man die Ursachen für unerkennbar halten kann	161
139. Richtig ist, daß wir die Weise, wie Gott die Welt wirkt, nicht erkennen können, was auch kein Theist beansprucht	163
140. J. St. Mills Einwand: eine Hypothese, die eine besondere Natur von Ursachen erfindet, ist nie zu verifizieren	164
141. Antwort: die Mathematiker, in ihren Theorien über Wahrscheinlichkeit, wissen nichts von solchem Hindernis. Die Naturwissenschaften stellen als Hypothesen ungescheut neue Individuen, ja neue Spezies auf und glauben, sie exakt verifizieren zu können	165
142. Zeugnis von Helmholtz (gegen Goethes Ansicht über Naturerklärung)	166

B. Argumente, welche dem Gegenstande speziell angepaßt sind

143. I. Ein Beweis ist eine Erkenntnis aus dem Grunde; Gott hat keinen Grund 167
 Antwort: der Grund einer Erkenntnis braucht nicht der des Erkannten zu sein. Seinsgrund und Erkenntnisgrund fallen oft nicht zusammen . . 168
144. II. Bei jedem Beweis stützt man sich auf allgemeine Gesetze (z. B. auf das Kausalgesetz oder das Kontradiktionsgesetz), aber Gott unterliegt keinem Gesetz 169
145. Antwort: 1. Kein evidenten Satz läßt Ausnahmen zu.
 2. Daß die logischen Gesetze auf Gott anwendbar, unterwirft ihn nicht einem fremden Willensgebot.
 3. Er ist nicht durch seinen Willen notwendig . . 170
146. Instanz: der Satz des Widerspruch setzte aber doch seiner Allmacht Schranken. Auch wären die logischen Gesetze, wenn nicht Dinge, so doch von ihm unabhängige Entitäten. 172
 Antwort: Die Unmöglichkeit, Absurdes zu wollen, ist keine Beeinträchtigung. Gesetze sind weder abhängig noch unabhängig von Gott, weil sie überhaupt nicht im eigentlichen Sinne sind . 173
147. Instanz: Daß er darauf verzichten muß, positiv Widerstrebendes zu wirken, mindert die Vollkommenheit seines Werkes 174
 Antwort: Nebeneinander kann sein, was nicht eines sein kann; für das Vielerlei bietet oft eine höhere Einheit Ersatz; die Welt wächst ins Unendliche an Vollkommenheit 174
148. III. Die Gotteshypothese erklärt äußere Vorgänge in Analogie zu unserem Inneren, ein Rückfall in naive Stadien der Forschung 175
 Antwort: Analogiebildungen können wissenschaftseinwandfrei sein 175
149. Instanz: Die Menschen sind auf Grund naiver Gedankengänge auf den Gottesglauben verfallen. Kompromittiert dieser Ursprung nicht auch unsere Gotteshypothese? 176
 Antwort: Wenn zunächst ungenügende Gründe, später vielleicht andere, die genügen. Irrige Hypothesen oft die Vorläufer der richtigen und einen Teil der Wahrheit enthaltend 177
150. IV. Beim Gottesbeweis wäre höchstens physische Sicherheit (unendliche Wahrscheinlichkeit) möglich. 178
151. Aber auch diese ist unerreichbar, weil die Gotteshypothese vorgängig unendlich unwahrscheinlich ist, denn sie nimmt a. etwas Beispiellooses, b. etwas allem, was die Erfahrung zeigt, unendlich Überlegenes, c. und unendlich Kompliziertes an (unendlich viele, unendlich gesteigerte Vollkommenheiten) 179

152.	Antwort: 1. Auch vorgängig unendlich Unwahrscheinliches kann gesichert werden	183
153.	2. Die Gründe für die vorgängige, unendliche Unwahrscheinlichkeit sind nicht stichhaltig. a. Gottes Transzendenz ist selbstverständlich, b. er gehört zu keiner Art, da er allein unmittelbar notwendig ist Instanz: Hypothesen sollen immer an Bekanntes anknüpfen	184
	Antwort: Dies gilt nur, soweit die Erfahrung reicht	186
154.	c. Prüfung des Einwandes unendlicher Komplikation. Eine scheinbare Lösung	187
	Wahre Lösung. Genauere Bestimmung des Begriffes einer zusammengesetzten Hypothese. Die Vielheit der Attribute ergibt keine Komplikation, da eines notwendig mit dem anderen zusammenhängt	188
	Auch nicht ihre unendliche Steigerung.	189
155.	3. Gottes Dasein ist vorgängig ein halb wahrscheinlich	190
156.	Vergleich der Gotteshypothese mit anderen Beispielen induktiver Forschung. Entdeckung des Neptun	192
157.	Rückblick auf die Lösung des Einwandes. Irrationale moderne Wahrscheinlichkeitstheorien	193
158.	Mit unserem Ergebnis stimmt die Leichtigkeit, mit welcher die Gotteshypothese angenommen wird	195
159. V.	Die endliche Welt steht in keiner Proportion zu einer unendlichen Ursache	196
	Antwort: Unvollkommene Erkenntnis von der ersten Ursache genügt	196
160.	Instanz: Gott heißt nicht nur erste Ursache, sondern unendliche Vollkommenheit	197
	Antwort: Die Kraft der Ursache erhellt nicht bloß aus der Größe des Werkes, sondern auch aus der Art des Wirkens.	
	Schöpferisches Wirken weist auf unendliche Kraft	197
161.	Instanz: Die Weise des Wirkens erkennen wir ja nicht	197
	Antwort: Wir erkennen einen jede endliche Größe übersteigenden Abstand von allem irdischen Wirken und Erkennen	197
162.	Instanz: Uns unendlich überlegen, bedeutet noch nicht absolute unendliche Vollkommenheit	200
	Antwort: Alle relativ unendliche Vollkommenheit ist auch absolute. Verheißung des Nachweises, daß sich der göttliche Machtbereich mit dem Umfang des überhaupt Möglichen deckt	200
163. VI.	Das Fehlschlagen aller bisherigen Versuche läßt die Unlösbarkeit der Aufgabe erkennen	202
	Antwort: Hinweis auf ähnliche Argumente gegen die Möglichkeit philosophischer Erfolge überhaupt. In unserem Falle Uneinigkeit und Zweifel erst seit dem Verfall der Philosophie	202

164.	Hinweis auf den Einfluß neuerer Objektionen. Sollten sie nicht sofort befriedigend gelöst worden sein, so wäre dies kein Beweis ihrer Unlösbarkeit	203
165.	Dieses am wenigsten stringente Argument schafft uns am meisten Arbeit, denn seine beste Widerlegung besteht in der tatsächlichen Durchführung der Beweise	204

Zweiter Teil

Die Beweise für das Dasein Gottes

166.	Übersicht über die geschichtlich vorliegenden Beweisversuche. Einige können vor der Kritik nicht bestehen	207
167.	Die vier gültigen Beweise	208
168.	Sie gehen bis zum Nachweise des Schöpfers getrennte Wege; der Schritt vom Schöpfer zum unendlich vollkommenen Wesen (Gott) ist ihnen gemeinsam . . .	209
169.	Nach ihrer geschichtlichen Ordnung werden sie hier vorgetragen	210
170.	Vergleich der vier Beweise in bezug auf ihre Kraft, Menschen verschiedener Geistesrichtung zu überzeugen	211

Der teleologische Beweis

Erster Teil

Der Schein der Teleologie

Die Erfahrungsgrundlage

171.	Die Grundtatsache des Scheines der Teleologie . . .	214
172.	Einteilung der Erfahrungsgebiete, wo er uns begegnet	215

Der Schein der Teleologie auf dem Gebiete der lebendigen Natur

173.	I. bei vollkommen unbewußter Lebenstätigkeit	
	ästhetische Vollkommenheit	215
174.	mechanische Leistungsfähigkeit der Organismen .	216
	der pflanzlichen	217
175.	der tierischen. Hier dient die Organisation auch dem seelischen Leben	217
176.	Gegenseitigkeit der scheinbaren Zuordnung . . .	219
177.	Zusammenfassung	223
	II. bei halbbewußter Lebenstätigkeit	223
178.	Instinkte	224
179.	Willkürliche Bewegung	225

Der Schein der Teleologie auf dem Gebiete der leblosen Natur

180.	Hier wird der Schein der Teleologie häufig übersehen	226
181.	Doppelte Einheit auf diesem Gebiete	227
182.	Die Einheit der Ähnlichkeit	227
183.	Ihr scheinbar teleologischer Charakter	228
184.	Die Einheit der Kraftbeziehung	229
185.	Ihr scheinbar teleologischer Charakter	230
186.	Beispiele dafür im einzelnen	230
187.	Teleoide chemische Erscheinungen	231
188.	Das Beisammensein der Körper im Raume	233
189.	Das Unorganische als Vorbereitung des Organischen	234
	Ausreichende Menge der Stoffe und entsprechende	
	Bedingungen	236
190.	Die Natur als Organismus	236
191.	Beispiele wechselseitigen Angepaßteins	237
192.	Ob wirkliche Zweckordnung, erst zu entscheiden nach	
	Erledigung der:	238

Einwände gegen den Schein der Teleologie in der Natur

A. Gegen den Schein der Teleologie überhaupt

193.	Sie dürfen nicht ignoriert werden	239
194.	Man sagt, der Schein der Teleologie verliere sich bei	
	näherer Betrachtung der Phänomene aus doppeltem	
	Grunde:	
	I. weil er bei den meisten überhaupt fehle	239
195.	II. weil bei den am meisten bewunderten Fällen schein-	
	barer Teleologie sich nachweisen läßt, daß in Wirk-	
	lichkeit keine Zweckordnung bestehe	241
	Beispiel der rudimentären Glieder	241
196.	Littres Beispiel vom Beißinstinkt des wut-	
	kranken Hundes	242

B. Einwände gegen den Schein einer übermenschlichen Teleologie

197.	Man sagt, die Mittel der Natur zur Erhaltung der Art	
	deuten, wenn überhaupt auf eine Intelligenz, doch	
	auf eine sehr niedrige	243
	I. Dies zeigt sich schon in ihrer maßlosen Ver-	
	geudung der Lebenskeime	244
	Ein gelungener unter zahllosen mißlungenen	
	Versuchen. Das trifft auch der blinde Zufall	245
198.	II. Selbst der bewunderte Apparat des Auges hat	
	viele Mängel	245
199.	III. Die angeblichen göttlichen Zwecke in Natur	
	und Geschichte vielfach vereitelt	247

200. IV. Das Weltprinzip scheint sittlich minderwertig 249
 V. Es ist, als hätte es den Lebewesen den Beruf zum Bösen gegeben (Kampf ums Dasein) . . 250

Lösung der Einwände gegen den Schein der Teleologie

A. Gegen den Schein der Teleologie überhaupt

201. I. Allerdings können wir von dem meisten und in den meisten Beziehungen keinen Zweck angeben . . 251
 202. aber daraus folgte höchstens, daß vieles keinen habe, und auch dies nur unter Überschätzung unseres Wissens 251
 203. Bestechender ist der Vergleich mit Zufallswürfen und zufälligen sinnvollen Letternfolgen 252
 204. doch würde er nur dann etwas besagen, wenn die teleoiden Phänomene spärlich wären und die Zahl der möglichen, zweckmäßigen zu der aller möglichen Kombinationen in einem endlichen und nicht allzu geringen Verhältnisse stünde 253
 205. A. In Wahrheit zeigt die Natur in zahllosen Fällen, wenn schon nicht scheinbare Zwecke, so doch scheinbare Aufgaben 253
 206. Scheinbare Zwecke darum nicht, weil vielerlei Verwendungen möglich sind 254
 207. Auch die scheinbare Aufgabe läßt sich meist nur im allgemeinen angeben, sowohl auf unorganischem 254
 208. als auf organischem Gebiete 255
 209. Hier sind es die höchsten, ihm eigentümlichen Leistungen 255
 210. Auch Menschen kennen oft die Zwecke der ihnen von anderen gestellten Aufgaben nicht. Der Zweck ist unbedingt und einheitlich, aber viele Aufgaben können in seinem Dienste stehen und nach den Umständen wechseln 256
 211. Ohne Zweckordnung gibt es keine Aufgaben . 257
 Die mannigfaltige Verwendungsweise, die uns den Zweck unkenntlich macht, erscheint selbst teleologisch.
 212. B. Zu der überwältigenden Fülle teleoider Erscheinungen kommt die Erwägung, daß von vornherein unendlich mehr zweckwidrige als zweckmäßige Kombinationen denkbar sind 258
 213. Erinnerung an frühere Beispiele. Das Beisammensein der Körper im Raum, die Lage der Teile des Agapfels zueinander erscheint ein günstiger Fall unter unendlich vielen möglichen. 259
 214. Darum paßte besser der Vergleich mit einer unter Felsblöcken aufgefundenen Bildsäule 260

215–216.	Die Größe der Teleologie stimmt zu ihrem Geheimnis	261
217.	So können die nichtteleoiden Phänomene am Charakter der teleoiden nicht irremachen	261
218. II.	Der allgemeine Schein der Teleologie schwindet auch nicht angesichts der vermeintlichen Gegenbeispiele (rudimentäre Glieder, schädliche Instinkte)	262
219.	Vor allem ist zu untersuchen, ob diese Fälle den offenbar teleoiden wirklich verwandt sind	262
220.	Das ist schon von Littrés Beispiel des Beißinstinktes bei wutkranken Hunden zu verneinen. Hier besteht kein ähnlicher Schein von Teleologie wie etwa beim Fortpflanzungstrieb. Er ist kein spezialisierter Trieb, sondern Folge des teleoiden Triebes zur Abwehr im gereizten Zustande	263
221.	Dagegen erwecken die rudimentären Glieder der beiden Geschlechter den Schein der Zweckordnung schon wegen ihres Zusammenhanges mit der Einheit des Keimes	264
222.	Erweiterung dieses Gedankens im Hinblick auf die Deszendenztheorie	265
223.	In ihrem Lichte erscheint die Zweckordnung noch großartiger	268
224.	Warum sie nicht zerstört werden	269

B. Lösung der Einwände gegen den Schein einer übermenschlichen Teleologie

225. I.	Erinnerung an Langes Tadel der maßlosen Vergeudung der Lebenskeime	270
226.	Es handelt sich gar nicht um Vergeudung.	
	a) Lange übersieht die anderen Verwendungsarten	270
227.	Dieser „Überfluß“ in Wahrheit unentbehrlich	271
228.	b) Großartigkeit des Überflusses in der Natur	271
229.	c) Der sog. Überfluß dient der Erhaltung der Art, die auf das Gesetz gebaut ist, daß Ähnliches das Ähnliche erzeuge	271
230.	und gerade dies erscheint teleologisch	272
231. II.	Handelte es sich selbst um Vergeudung, so bliebe doch der Schein übermenschlicher Teleologie bestehen; man muß nur beachten, daß es sich nicht um den Verstand des Werkes, sondern des Werkmeisters handelt	273
232.	Von ihm zeugt die wunderbare Künstlichkeit der Organismen, schon wenn man diese in sich betrachtet	274
233.	noch mehr, wenn man ihre Leistungen erwägt, die alle menschliche Technik unvergleichlich überragen	274
234.	Je gefährdeter eine Art ist und je mehr vom Verständigsein entfernt, desto zweckmäßiger erscheint eine reiche Ausstattung mit Keimen	276
235.	So bliebe selbst bei wirklicher Vergeudung der Schein übermenschlicher Zweckordnung bestehen	277

236.	Blick auf Albert Langes unpassende Vergleiche, die so gewählt sind, als handle es sich um den Verstand der Organismen, nicht ihres ersten Urhebers	278
237.	Weder das in seinen Beispielen zutage tretende Mißverhältnis zwischen Aufwand und Leistung, noch die Möglichkeit, diese viel leichter zu erzielen,	279
238.	paßt auf die Erhaltung der Arten durch Überfülle der Keime.	
	Ersatz durch besser passende Vergleiche . . .	280
239.	Hume macht der Natur den entgegengesetzten Vorwurf der Kargheit	281
240.	II. Vogt tadelt den Bau des Auges im Vergleich mit optischen Gläsern	282
241—243.	ein unzureichender Maßstab,	283
244.	denn der Teil muß am Ganzen, das Organ am Organismus gemessen werden	284
245.	Das Auge ist den Bedürfnissen angepaßt . . .	285
246.	Seine scheinbaren Mängel werden ausgeglichen .	285
247.	oder sie sind, wie z. B. die Chromasie, unmerklich	286
248.	ihre Verhinderung würde den Apparat unnütz komplizieren	286
249.	III. Die angebliche Vereitelung der Naturzwecke	287
250.	ist schon durch frühere Überlegungen widerlegt.	288
251.	Vor allem ist zwischen Zweck und Aufgabe zu unterscheiden	288
252.	Dann ist der Teil am Ganzen zu messen. Dieses aber ist hier das uns unbekannte Weltganze. Einheit der Gesetze muß darin gewahrt sein .	288
253.	Die Welt kann vollkommen nur im Sinne eines unendlichen, aus scheinbar chaotischen Anfängen sich entfaltenden Entwicklungsprozesses sein . .	289
254.	IV. Die angebliche sittliche Minderwertigkeit des Weltprinzips	290
255.	Der Vorwurf gehört in einen anderen Zusammenhang. Gleichwohl sei er beantwortet	290
256.	Vor allem ist unsere Werterkenntnis und Wertvergleiche beschränkt	291
257.	so insbesondere für uns nicht zu entscheiden, ob die Fülle des Lebendigen mit der Vernichtung des Einzelnen zu teuer bezahlt ist	291
258.	Unsere seelischen Werte beruhen auf denselben psychologischen Gesetzen wie die Unwerte . .	292
259.	Der Nachweis, daß diese überwiegen, ist durch einfache Abzählung nicht zu erbringen. Ein Edler wiegt viele Schurken, eine große Erkenntnis viele Irrtümer auf	292
260.	Maß- und Wertverhältnis von Freud und Leid. Nützlichkeit des Leides	293
261.	V. Angeblicher Beruf der Dinge zum Bösen .	294
262.	Diese Anklage muß zuerst der Rhetorik entkleidet werden	294

263.	„Kampf aller gegen alle“. In der leblosen Natur gibt es keinen im eigentlichen Sinne	295
264.	Der vernunftlose Kampf der Tiere ist nicht unsittlich. Auch der menschliche ist es nicht immer, und wo er es ist, ist er nicht sein Beruf, wo er aber Beruf ist, nicht unsittlich	295
265.	Auch der Kampf dient der Vollkommenheit des Ganzen	296
266.	Der Kampf der Vernunftlosen ist nie bloß auf Zerstörung gerichtet	296
267.	und jede Zerstörung ist hier zugleich Aufbau	297
268.	Der Kampf eine der vornehmsten Vollkommenheiten des Ganzen	297
269.	und Mittel des Fortschrittes für den Einzelnen oder für das Ganze	298
270.	Erhabenheit Gottes im Untergang der Kreatur.	298
271.	Wie Widerstreit Harmonie und Kampf Frieden sein kann	299

Zweiter Teil

Die Wirklichkeit der Teleologie

I. Die Hypothese der blinden Notwendigkeit

A. Ältere und neuere Formen derselben

272.	Ist die scheinbare Teleologie wirkliche? Methode der Untersuchung	300
273.	Die drei denkbaren Hypothesen zur Erklärung des Scheines der Teleologie: Verstand — Zufall — blinde Notwendigkeit	300
274.	Ob sie einander gleichwertig?	301
275.	Unpassender Vergleich der dritten mit der Wirkung eines Kaleidoskops	301
276.	Die Hypothese der blinden Notwendigkeit begegnet uns in naiven Formen schon im Altertum	301
277.	In neuer Zeit ersetzt in der Astronomie die mechanische Naturerklärung die antiken Sphärengeister	302
278.	Auch an die Erklärung der Organismen wagt sie sich.	302
279.	Erinnerung an den Versuch des Empedokles	302

Die Darwinsche Selektionstheorie

280.	Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, bei der der Kampf ums Dasein die Rolle des Züchters übernimmt,	303
281.	versucht die Entwicklung der vollkommeneren und komplizierteren Organismen aus früheren, primitiveren Formen zu erklären	304

282.	ebenso die Mannigfaltigkeit teleoider Gestaltungen. Der Kampf ums Dasein als Feind der Gleichförmigkeit .	305
283.	Noch kühnere Versuche machen Darwins Anhänger .	305
284—285.	Insbesondere Häckel. So glaubt man denn auch des Ursprungs des Organischen aus dem Unorganischen ohne teleologische Faktoren versichert zu sein . . .	305
286—287.	Der Sieg der Notwendigkeitshypothese über die beiden anderen erscheint vielen durch den Darwinismus gesichert	307

B. Kritik der Hypothese der blinden Notwendigkeit

288.	Sie versagt schon gegenüber dem Schein der Teleologie in der leblosen Natur	308
289.	Sie verfügt über keine Erklärung für die Ähnlichkeit und Kraftbeziehung der Elemente sowie für deren Unterordnung unter dieselben allgemeinen Gesetze . .	308
290.	Kann sie doch nicht einmal ihr Vorhandensein, insbesondere in der für die Bedürfnisse des Organischen ausreichenden Zahl, erklären	309
291.	ebensowenig, daß sie sich im Raume berühren . . .	309
292.	Sie versagt gegenüber dem Schein der Teleologie in der lebendigen Natur, vor allem kann sie schon deren Vorhandensein nicht erklären. Heute fehlen in der Natur die Bedingungen für eine Urzeugung	310
293.	Diese war auch früher nur unter ausgesucht günstigen Umständen möglich, denn die Elemente und Kräfte sind die gleichen geblieben. Die Temperatur hat . .	311
294.	allerdings abgenommen, aber die Hitze des Laplace'schen Gasballes war der Keimbildung nicht günstig .	311
295.	Im Laboratorium entsteht heute manches Organische aus dem Unorganischen, weil hier Bedingungen geschaffen werden, die in der freien Natur, ohne teleoide Faktoren, nie gegeben sein konnten	311
296.	Übrigens ist ein Eiweißklümpchen noch kein Organismus. Wie keine generatio spontanea, so auch keine generatio aequivoca	312
297.	So erweckt schon die Entstehung des Organischen einen Schein hoher Teleologie	312
298.	Wie schwer sie begreiflich, bezeugt Helmholtz mit seinem verzweifelten Rekurs auf einen der Erde das Geschenk des ersten Keims bringenden Meteorfall .	313
299.	Stammen die Organismen aus der leblosen Natur, so erscheint diese um so mehr teleologisch	314
300.	Ebensowenig kann die Notwendigkeitshypothese die Deszendenz und den Reichtum an Arten erklären. Der einzig belangreiche Versuch in dieser Richtung ist	314

Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl	
301.	Einiges daran ist richtig 315
302.	reicht aber nicht aus, das zu leisten, was die Hypothese der blinden Notwendigkeit zu leisten hätte 315
303.	Die ästhetischen Vorzüge der Organismen vernachlässigt die Darwinsche Theorie 315
304.	Aber auch ihre mechanische Leistungsfähigkeit macht sie nicht begreiflich (ohne Anleihe bei Zufall oder Teleologie) 316
Darwins Versuch ist nicht gesichert	
Man führt zu seinen Gunsten an:	
305.	I. Die Evolution wäre sonst nicht zu begreifen . . 317
306.	Antwort: das ist nicht einmal die Keimbildung, schon weil wir die Vererbung nicht begreifen 317
307.	II. Vieles, was die Theorie geltend macht, ist Tatsache.
	1. So die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl . . 318
	2. Manches macht sie anschaulich (Mimikry).
	3. Die vielfach beobachteten infinitesimalen Unterschiede erklärt sie.
	4. Ebenso die Proportion zwischen Variationsbreite und der Zahl der Arten 319
308—309.	Antwort ad 1. Die künstliche Zuchtwahl hat den leitenden Verstand voraus und leistet doch viel Geringeres 319
310.	Antwort ad 2. Für die Mimikry bestehen besondere Dispositionen, auch fehlt die angebliche Anschaulichkeit des Prozesses 320
311—312.	Antwort ad 3. Zahllose Zwischenstufen müßten verloren gegangen sein. Auch lassen die allmählichen Übergänge andere Erklärungen zu 321
313.	Antwort ad 4. Ebenso diese Proportion 323
Die Darwinsche Hypothese ist höchst unwahrscheinlich	
314.	Zeugnis des gesunden Menschenverstandes. Gegner unter den Zoologen 323
315.	Um so mehr, wenn gewisse Einschränkungen berücksichtigt werden, denen die Vererbung und ebenso. . 323
316.	die Variabilität unterliegt 324
317.	Man überschätzt ihre Wahrscheinlichkeit, weil man sie fälschlich mit der Evolutionstheorie identifiziert, während sie doch ein Versuch, diese zu erklären, ist . . 325
Die Unmöglichkeit der Darwinschen Hypothese	
318.	Sie ist als Form der Hypothese der blinden Notwendigkeit ganz unmöglich 325
319.	I. weil sie auf prominente Erscheinungen nicht anwendbar ist 326
320—323.	1. auf die Bildung neuer Organe 326
324—326.	2. auf deren Vervollkommenung 330

327—328.	3. auf teleologische Erscheinungen, die unter dem Gesichtspunkte der bloßen Arterhaltung unverständlich sind, wie Wissenschaften	332
329.	und schöne Künste und	334
330.	Werke der Liebe gegen nicht mehr Leistungsfähige	335
331.	auf Organe von artfremder Dienlichkeit (Klapper der Klapperschlange)	336
332.	Vieles von Tatsachen der letzten Art noch unentdeckt	338
333.	II. weil die Zeit seit dem Bestehen von Organismen nicht ausreichte für die vom Darwinismus geforderte langsame Entwicklung	338
334—335.	Blick auf verlangsamende Momente	339
336.	Selbst eine tausendfach größere Periode als die von Thomson für das Bestehen von Organismen ausgerechnete von 100 Millionen Jahren reichte nicht aus	342
337.	Mit dem Darwinismus fällt die Hypothese der blinden Notwendigkeit. Er ist die denkbar einfachste und doch vollgepfropft mit scheinbar teleologischen Annahmen	342
338.	Aufzählung der wichtigsten derselben	343

Neue Theorien zur Erklärung der Evolution

339.	Wie konnte eine so unhaltbare Hypothese so bedeutenden Anhang gewinnen?	345
340.	Drei Gruppen von Anhängern, einige bemerken überhaupt keine Schwierigkeiten, noch auch nur Dunkelheiten in ihr, andere geben nur diese, andere wieder beides zu, fürchten aber, daß mit ihr die Evolution selbst zu Fall käme	345
341.	Die Evolution ist Tatsache, aber es gibt dafür weniger verzweifelte Erklärungen	346
342.	Vor allem vollzog sich die Evolution der Arten nicht bloß durch unmerkliche Übergänge, es gab mannigfach auch Sprünge	346
	Im selben Keim liegt die Disposition zu differenten Entwicklungen. Stammen doch beide Geschlechter aus demselben Keim	347
343.	Die Analogie zwischen Ontogenese und Phylogenese empfiehlt die Theorie ursprünglich mannigfaltiger Keimanlagen, die unter verschiedenen Umständen zu verschiedenen Reihen von Arten sich entwickelten . .	348
344—348.	Diese Theorie der heterogenen Zeugung wird durch mannigfache Erfahrungstatsachen bestätigt	349
	Analogien auf unorganischem Gebiete	352
349.	Trotz der Überlegenheit dieser Theorie sind ihr die Gegner einer teleologischen Weltanschauung nicht geneigt	352
350.	weil die teleoiden Faktoren dabei weniger versteckt sind als im Darwinismus	352

II. Vergleich der Verstandes- und der Zufallshypothese

351. Nachdem die Hypothese der blinden Notwendigkeit gefallen, muß die relative Wahrscheinlichkeit der beiden anderen festgestellt werden 354
- 352—354. Die Verstandeshypothese ist weder vorgängig noch ihrem Erklärungswerte nach unendlich unwahrscheinlich 355
355. Die Zufallshypothese würde zwar die Erscheinungen mit Sicherheit erklären, ist aber vorgängig unendlich unwahrscheinlich 356
356. Schon das Beisammensein der Körper im Raume erscheint, als blinder Zufall gefaßt, unendlich unwahrscheinlich 357
- 357—358. dazu kommt die Verwandtschaft aller in bezug auf physikalische und chemische Gesetze 358
359. und diese unendliche Unwahrscheinlichkeit steigert sich noch für die Organismen. Vergleich mit der Unmöglichkeit, menschliche Kunstwerke, die doch weniger wunderbar, auf den Zufall zurückzuführen 359
360. Denkt man die Natur zur Erzeugung jener besser disponiert, so verringert sich zwar die Unwahrscheinlichkeit der äußeren, steigt aber um so mehr die der inneren Dispositionen 360
361. Somit ist die Zufallshypothese unendlich unwahrscheinlicher als die andere und die Verstandeshypothese vollkommen gesichert 361
362. Einwände gegen diese Folgerung:
1. Einwand. Gegen die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit der Verstandeshypothese. Auch diese bestimmte Ordnung wird durch sie nicht erklärt, da unzählige andere denkbar wären 361
Antwort. Nur der allgemeine Charakter der Ordnung war zu erklären 362
 363. 2. Einwand. Gegen die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit der Zufallshypothese. In unendlicher Zeit konnte sich auch eine regelmäßige, scheinbar teleologische Kollokation ergeben . . 362
Antwort. a) es gibt teleologische Züge, die nicht Lagerungsverhältnisse sind. b) Das Zusammensein der Körper bleibt auch für unendliche Zeit unendlich unwahrscheinlich. c) Die Zufälle wären Unwahrscheinlichkeiten höchster Ordnung und so der Teleologie gegenüber noch immer unendlich im Nachteil 363
 364. 3. Einwand. Auch unendlich Unwahrscheinliches geschieht und wird a parte post geglaubt. Beispiele 363
 365. Antwort. Wäre dieser Einwand entscheidend, so fiel Naturwissenschaft und Geschichte, denn sie schließen genau so wie wir hier 364

366. Die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese wird nicht sowohl durch die Wahrscheinlichkeit der in ihr gemachten Annahmen an und für sich als durch deren Verhältnis zur Wahrscheinlichkeitssumme aller andern denkbaren Hypothesen bestimmt 366
367. Instanz: Kommt aber nicht doch unendlich Unwahrscheinliches vor? 368
Antwort: Allerdings, aber nie hat jemand solches richtig erraten 368
368. Die Verstandeshypothese bleibt definitiv gesichert . . . 369

Des teleologischen Beweises dritter Teil: Vom ordnenden Verstand zum Schöpfer

369. Hat der Verstand den Stoff bloß geordnet oder geschaffen? 370
370. Ordnen genügte nicht, da schon die Natur der Elemente entsprechend sein muß 370
371. Aber vielleicht Wesensumwandlung zur Brauchbarmachung eines vorgefundenen Stoffes? 371
372. Auch diese nicht, denn der Verstand müßte diesen Stoff erkannt haben; wie aber wäre dies möglich gewesen? Drei Annahmen scheinen denkbar: 1. ohne Kausalzusammenhang mit dem Stoff, 2. vom Stoff gewirkt, 3. den Stoff wirkend 372
373. Die zweite Annahme scheidet aus, weil sie eine Ordnung vor der Ordnung voraussetzt 373
374. Ebenso die erste 375
375. Nur die Schöpfungshypothese ist zulässig 376
376. Sie kann durch die Annahme einer unendlichen Reihe von Verstandesmächten, die immer einer den andern in die Lage versetzt hätten, den Stoff zu erkennen, nicht ersetzt werden, erstens weil diese unendlich unwahrscheinlich ist 377
377. und zweitens, weil eine unendliche Kette sekundärer Ursachen die primäre nicht entbehrlich machte . . . 378
378. Dieses Prinzip hat Aristoteles ausgesprochen, auch noch in anderer Fassung 381
- 379—380. Die Schöpfungshypothese erscheint vollkommen gesichert 381
381. Gleichwohl sollen noch drei andere Beweise dafür erbracht und dann erst der letzte Schritt, vom Schöpfer zum unendlich vollkommenen Wesen, unternommen werden 382

Der Beweis aus der Bewegung

382. Er unterscheidet sich vom teleologischen durch die viel einfachere Erfahrungsbasis. Nur die Tatsache der Bewegung, d. h. Veränderung, liegt ihm zugrunde . . . 384

383. Begründet hat ihn Aristoteles, der aus der Tatsache der Bewegung auf einen ersten, unbewegten Beweger schloß	384
384. den neuere Philosophen durch die Entdeckung des Trägheitsgesetzes für entbehrlich geworden halten,	385
385. wobei sie unberechtigterweise vom Bewegungsverlust durch Reibung absehen.	386
386. Anderen wieder scheint der Aristotelische Schluß durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft unwirksam gemacht,	386
387. mit Unrecht, weil eine ewige Bewegung nicht mehr als eine unendliche Kette sekundärer Ursachen wäre, und zweitens,	386
388. weil eine ewige Bewegung aus doppeltem Grunde unannehmbar ist, auf Grund des Gesetzes der Erhaltung der Kraft in Verbindung mit dem Gesetz der Wechselwirkung der Naturkräfte und a priori aus dem inneren Widerspruch im Begriffe anfangsloser Bewegung . .	387

1. Beweis des primus motor, gestützt auf die Gesetze von der Erhaltung der Kraft und der Wechselwirkung der Naturkräfte

389. Der Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft ging das der Erhaltung des Stoffes voraus. Sinn dieses Gesetzes	387
390. Sinn des Gesetzes der Erhaltung der Kraft. Erläuterung der Begriffe Kraft, Arbeit, Fußpfund-Arbeit	388
391. Wechselseitige Umwandlung von Spannkraft und lebendiger Kraft der Bewegung, veranschaulicht am fiktiven Beispiele einer auf absolut elastischer Platte auf- und abspringenden ebensolchen Kugel bei vollkommener Reibungslosigkeit	389
392. In Wirklichkeit geht Kraft der Bewegung verloren, wird aber in Wärme umgewandelt. Begriff des mechanischen Wärmeäquivalentes	390
393. In dem fiktiven System (oben 391) würde von Zeit zu Zeit derselbe Zustand wiederkehren	392
394. Solche Wiederkehr des Gleichen lehrten für das Ganze der Welt die alten Jonischen Naturphilosophen . .	392
395. Sie ist aber durch das Carnot-Clausius'sche Gesetz ausgeschlossen. Nicht rückverwandelter Wärmerest . .	393
396. Der englische Physiker W. Thomson (Lord Kelvin) folgerte daraus den schließlichen Wärmetod der Welt. — Anteil der Reibung der Gestirne am Äther und des Prozesses von Ebbe und Flut an der allmählichen Absorption aller Bewegung	394
397. Der Prozeß der Umwandlung aller Energieformen in Wärme muß, wie er ein Ende haben wird, auch einen Anfang genommen haben	395
398. Versuche den Konsequenzen aus dem Carnot-Clausius'schen Satze zu entgehen (Wärmetod und Anfang der Bewegung):	

I. Ebbe und Flut werden noch vor Absorption der Gestirnbewegung aufhören.	
Antwort: 1. genügt auch die Ätherreibung; 2. bliebe eben ein doppelter unveränderlicher Kraftvorrat, neben Wärme auch Bewegung; 3. wäre der Anfang noch näher gerückt	395
399. II. Masse und Kraftvorrat sind unendlich	397
400. Antwort: unmöglich, weil dann dem System der Schwerpunkt fehlte	397
401. III. Zwei Versuche Wundts:	
1. Wenn die Schwerkraft zur Fortpflanzung von einem Orte zum andern Zeit braucht, wäre der Schwerpunkt dem System entbehrlich; wenn nicht, ließe sich denken, daß	397
2. eine endliche Masse im unendlichen Raum verschieden dicht verteilt wäre und es darum nie zum Wärmeausgleich zwischen allen Punkten kommen könnte	398
402. Widerlegung des ersten Versuches von Wundt	398
403—404. Widerlegung des zweiten Versuches von Wundt	399
405. Bekräftigung des Schlusses auf einen Anfang aller Bewegung	401
406. Er ist gleichzeitig von Philosophen und Physikern gezogen worden	402
407. Den zum Beginne der Bewegung nötigen Impuls konnte sich die Körperwelt nicht selbst gegeben haben. Er geht auf ein transzendentes Prinzip zurück	403
408. Dieser Schluß hat dasselbe Maß von Sicherheit wie das Carnotsche Gesetz, um ihn aber auch davon unabhängig zu machen, folgt ein zweiter Beweis:	404

2. Beweis für den ersten Beweger aus dem Widerspruch im Begriffe einer anfanglosen Bewegung

409. Nachweis für den einfachen Fall einer gleichmäßigen, geradlinigen Bewegung	404
410. Andere Fassung dieses Nachweises	405
411. Wie sich die Mathematiker dazu verhalten	406
412. Verallgemeinerung des Nachweises für jede Veränderung, die einen Wechsel an Geschwindigkeit zuläßt	406
413. Auf den temporalen Wechsel als solchen ist der Beweis nicht anwendbar, da dieser notwendig ein absolut gleichmäßiger ist	407
414. Möge der transzendente Impuls bloß bewegend oder schöpferisch gewesen sein, er muß mit Bewußtsein erfolgt sein	407
415. Daß dieser transzendente Impuls erst in einem bestimmten Momente erfolgte, kann man nur begreifen, wenn man annimmt, daß dieser Moment aus allen Zeitpunkten ausgewählt worden sei	407

416.	Die absoluten Zeitpunkte sind notwendig von einander verschieden	407
417.	Das erste Prinzip darf nicht absolut wechsellos gedacht werden	408
418.	Darin liegt ein wesentlicher Gegensatz zum Aristotelischen Beweise für den primus motor	408
419.	Das erste Prinzip muß den Stoff erkannt haben, was nur möglich ist, wenn es ihn schöpferisch hervorgebracht hat	409

Der Beweis aus der Kontingenz

420.	Er ist noch einfacher als der Bewegungsbeweis und beruht	410
421.	I. auf der Tatsache, daß weder Körper noch Seelen unmittelbar notwendig sind, was meist zugegeben wird, aber exakt begründet werden muß. Zunächst bezüglich der Körper	410
423.	a) aus ihrer Korruptibilität	411
	b) aus ihrer Vielheit,	
424.	c) aus der Indifferenz der Orte	412
425.	d) Verbindung der Momente b und c	412
426.	e) Ausdehnung des Nachweises auf beliebig Dimensionales	412
427.	Dabei ist die Unmöglichkeit krummer Räume und Überraume zu beachten. Sie hängt mit der Homogenität der Raumteile und mit dieser hängt deren Indifferenz zusammen	413
428.	Nachweis bezüglich der Seelen	414
	II. auf dem Gesetz, daß absolut Zufälliges unmöglich ist.	
429.	Das nicht unmittelbar Notwendige müßte entweder zufällig oder gewirkt sein	414
430—432.	Das erste ist ausgeschlossen, weil es absolut Zufälliges nicht geben kann. Die Behauptung, etwas sei, widerspricht der Behauptung, es sei zufällig; jene schließt Kontinuität ein, diese widerstreitet ihr	414
433.	Das nicht unmittelbar Notwendige muß von einem unmittelbar Notwendigen gewirkt sein	416
434.	Eine unendliche Kette mittelbar notwendiger Ursachen wäre absolut zufällig	416

Der psychologische Beweis

435.	Ihm liegt die Tatsache der Geistigkeit unserer Seele zugrunde	417
436.	Die innere Wahrnehmung zeigt uns nicht ausgedehnt, aber da sie nicht individuell, ja nicht einmal gattungsmäßig Bestimmtes zeigt, läßt sich daraus nicht ohne weiteres auf wirklichen Mangel an Ausdehnung der Bewußtseinszustände schließen	417

437. Die Hypothese, daß das Denkende körperlicher Natur sei, liegt am nächsten	419
438. Ob sie richtig, muß durch vergleichendes Studium des Körperlichen und Seelischen eruiert werden	419
439. Weder von den örtlichen noch von den qualitativen Unterschieden der Körper haben wir zureichende Vorstellungen. Mehr solche noch vom Psychischen	420
440. Der ursprüngliche naive Realismus ist durch die Physik widerlegt	420
441. Manche gestehen den Körpern nur räumlich-quantitative Differenzen zu. Extrem mechanistische Theorie	420
442. Andere wieder bezweifeln, ob es Ausgedehntes gebe, womit alle Naturgesetze ins Wanken gebracht erscheinen	420
443. Streitfragen über die Struktur der Materie. Atomismusfrage. Natur des Äthers. Versuch, diesen als einheitliche, kontinuierliche Substanz zu fassen	421
444. Gesichert ist die Ausdehnung des Körperlichen nach drei Dimensionen	422
445. Evidente Wahrnehmung psychischer spezifischer Differenzen	422
446. doch nur am eigenen Ich	422
447. Alles, was in meine evidente innere Wahrnehmung fällt, gehört einem und demselben Dinge an. (Einheit des Bewußtseins)	422
448. Aristoteles Versuch, die Unkörperlichkeit dieses Dinges zu erweisen	423
Er lehrt: es gibt ausdehnungslose Denkakte, sie können nur einem ausdehnungslosen Subjekt zukommen,	
449. aber auch ausgedehnte, deren Subjekt ein Teil des Leibes ist. Semimaterialismus	424
450. Kritik des Aristotelischen Semimaterialismus. I. Auch ausdehnungslose Subjekte können, wie eine Vielheit von Akzidenzien, so auch ausgedehnte Akzidenzien haben	424
451. 2. Die Einheit des Bewußtseins umfaßt Empfinden und Denken, die darum nicht verschiedenen Subjekten getrennt zukommen können	425
452. Mit der Einheit des Bewußtseins vereinbar wäre der Materialismus nur dann, wenn er ein Stück Materie Punkt für Punkt mit Subjekten, die dasselbe Bewußtsein haben, besetzt dächte	425
453. Um einander nicht zu stören, müßten diese unter ganz gleichen äußeren Bedingungen stehen	425
454. Dieses mit einer Kolonie psychischer Wesen besetzte Stück Gehirn könnte nach den Ergebnissen der Physiologie nicht ein unpaariger Teil sein	426
455. sondern müßte beide Hemisphären des Gehirns umfassen. Aber dann fehlte die unerläßliche Gleichheit der Bedingungen	427

456.	Im Widerspruch zu dieser einzig diskutablen Form des Materialismus steht auch, daß verschiedene Teile des Gehirns uns beim Denken verschiedene Dienste leisten	427
457.	Das können sie, wenn sie alle auf ein einheitliches, geistiges Subjekt einwirken	428
458.	Diese Annahme stimmt zu unserer Überzeugung, daß wir als psychisches Subjekt im Wechsel des Denkens beharren	429
459.	Ebenso zur Tatsache, daß Vorstellungen sich nicht vererben	431
460.	Diese geistige Seele kann nicht durch Zeugung von den elterlichen abstammen, sondern muß durch ein bewußt wirkenden Prinzip schöpferisch hervorgebracht worden sein	431
461.	Die Vollkommenheit der Welt erfordert, daß die Schöpfung nicht zum Abschluß komme. Die Schöpfung der Seelen erfolgt nach einem kosmologischen Gesetze . .	432
462.	Zwei Aporien, die sich aus der Hypothese der Geistigkeit der Seele ergeben: Unerklärlichkeit der Wechselwirkung mit einem Leibe überhaupt und der Beschränkung ihrer Verbindung mit diesem Leibe insbesondere	433
463.	Allein unbegreiflich ist uns jedes Wirken, und daß nur Ähnliches aufeinander wirken könne, ist ein Vorurteil.	433
464.	Es könnte allen Teilen desselben Gehirns etwas gemeinsam sein, was keinem andern Gehirn zukommt . . .	434

Vollendung des Beweises für das Dasein Gottes

465.	Aufgabe: Schritt vom Verstand zum Gott	436
466.	Zuerst ist die unendliche Vollkommenheit, dann die Einheit zu erweisen	436
467.	Schöpferisches Wirken erfordert unendliche Kraft .	436
468.	Aus der unendlichen Kraft folgt unendliche Vollkommenheit des ersten Prinzips	438
469.	Seine Erkenntnis muß unserer unendlich überlegen sein	438
470.	Einwand: Unendlich überlegen heißt nicht absolut vollkommen	441
471.	Antwort: Die Überlegenheit ist unendlich in unendlichster Ordnung	441
472.	Die absolute Vollkommenheit folgt auch aus der Allmacht	442
473.	Diese aus der Einheit des schöpferischen Prinzips, das nur dann von allein wissen kann, wenn es alles wirkt	442
474.	Es kann nur ein unmittelbar Notwendiges geben . .	443
475.	und dessen Machtbereich muß sich decken mit dem des logisch Möglichen. Es ist allmächtig, also absolut vollkommen an Gott	444

GEDANKENGANG BEIM BEWEIS FÜR DAS DASEIN GOTTES

(Diktat aus dem Jahre 1915)

Erster Teil: Von der Notwendigkeit alles Seienden

I. Es gibt nichts absolut Zufälliges

- 1—5. Genereller Nachweis dafür aus der Unmöglichkeit eines Unzeitlichen und aus der Kontinuität alles Zeitlichen. 446
- 6—9. Spezieller Beweis gegen die Zufälligkeit der Körper und Seelen, gestützt darauf, daß alle Körper räumlich kontinuierlich sind, daß immer unendlichmal mehr Orte bloß möglich sind, als jeweils verwirklicht (bzw. erfüllt) sein können. Ferner, daß mit der indefiniten Vermehrbarkeit der Zeugungen auch die Seelen indefinit vermehrbar sind 448

II. Nichts was in unsere Erfahrung fällt, ist unmittelbar notwendig

- 10—11. Nichts Physisches ist unmittelbar notwendig . . 453
12. Nichts Psychisches ist unmittelbar notwendig . 454

Zweiter Teil: Von der ersten, unmittelbar notwendigen Ursache

I. Es gibt ein transzendentes unmittelbar Notwendiges

- 13—14. Dies folgt aus der bloß mittelbaren Notwendigkeit der Erfahrungsdinge. Eine unendliche Kette mittelbarer notwendiger Ursachen wäre zufällig und ist darum unmöglich. 455

II. Das unmittelbar Notwendige ist ein schöpferisches Prinzip

15. Es unterscheidet sich von allem, was in unsere direkte Erfahrung fällt, nicht bloß durch seine unmittelbare Notwendigkeit, sondern auch durch die Weise seines Wirkens, das schlechthin unbedingt ist. 456
16. Trotz dieser Unbedingtheit könnte sein Wirken einen Anfang haben 456

III. Das unmittelbar Notwendige ist nicht wechsellos

17. erstens als Ursache von Veränderungen, die in der Erfahrung vorliegen 457

18. zweitens, weil sein zeitlicher Fortbestand selbst ein Wechsel ist.	
Bernühungen des Aristoteles, die Veränderungen in der Welt auf ein erstes unveränderliches und zeitloses Prinzip zurückzuführen,	458
19. ihr Mißlingen zwingt zu anderen Versuchen . . .	459
IV. Das unmittelbar Notwendige ist ein Verstand	
Vier Beweise dafür:	
20. Beweis aus der unendlichen Vielheit dessen, was in Wirklichkeit ist	459
21. Beweis aus der Vielteiligkeit, welche der blinden Ursache eines Vielteiligen zukommen müßte . .	460
22. Beweis aus der Vereinigung unmittelbarer Notwendigkeit mit Wechsel	461
23. Beweis aus der scheinbaren Ordnung in der Welt	462
24. Einwand gegen das teleologische Argument, gestützt auf Darwins Versuch. Mißlingen dieses Versuches	463
Physische Sicherheit der vier Beweise für den schöpferischen Verstand.	
25—30. Man hat sie als bloße Wahrscheinlichkeitsbeweise bemängelt, aber die Wahrscheinlichkeit ist hier unendlich groß	
Eine solche unendliche Wahrscheinlichkeit wird in den Naturwissenschaften nirgends erreicht (26)	465
Das erste Argument ergibt mehr als endliche Wahrscheinlichkeit (27).	
Ebenso das zweite (27)	467
Beim dritten sind wir außerstande, eine konkurrierende Hypothese zu entdecken . .	467
Auch beim vierten erweist sich die Wahrscheinlichkeit aus vielfachen Gründen und in überschwenglichem Maße als unendlich (28—30)	468
31. Zusammenstimmen der nachgewiesenen Ausdehnungslosigkeit des ersten Prinzips mit der Ausdehnungslosigkeit unseres Geistes	471
V. Gegensatz des Urverstandes zu allen empirischen Geistern	
32. Unmittelbar notwendig. Schöpferisch. Wechsel von absolutem Gleichmaß. Sein Denken ist sein Wesen	472
33—34. Reine (akzidenzfreie) Substanz	473
35. Vollkommen impassibel	474
36. VI. Das unmittelbar notwendige Prinzip ist ein einziges	475

37—38. VII. Unendliche Vollkommenheit der Erkenntnis und Liebe	476
39—40. VIII. Allmacht und Glückseligkeit des schöpferischen Verstandes	477

Dritter Teil: Zur Theodizee

41. Einwände gegen die Vollkommenheit des Weltprinzips im Hinblick auf die in der Welt zutage tretenden Übelstände	479
42. Humes und Kants ablehnendes Urteil über diese Art von Einwänden	479
43. Vier Gesichtspunkte für die Beurteilung des Übels in der Welt	480
44. Dreifacher Grund, auf den es Hume zurückführen wollte	481
45. Der Unsterblichkeitsgedanke eröffnet die Aussicht auf ausgleichende Gerechtigkeit	482
46. Falscher Analogieschluß vom Diesseits auf das Jenseits	482
47. Unterschied von Mensch und Tier in bezug auf das relative Maß von sinnlicher Lust und Unlust. Dieses scheint hierin günstiger gestellt	483
48. Aber dieses Verhältnis ist im wahren Interesse des Menschen gelegen	484
49. Leichtfertigkeit der pessimistischen Kritiker der Welt	484
50. Die großen Philosophen von Aristoteles bis Leibniz hielten den Beweis für das Dasein Gottes für leicht faßlich und sicher. Bei Clarke bahnt sich ein Umschwung an. Kants verwerfende Kritik der Gottesbeweise steht im Zusammenhang mit einem allgemeinen Verfall der Philosophie	485
51. Die Lehre von der bestmöglichen Welt ist eine Konsequenz des Theismus. Selbst die ihr wie Thomas v. A. und Suarez Widerstrebenden geben indirekt dafür Zeugnis	486
52. Inwiefern selbst bei scheinbar Gleichgültigem, wie die möglichen räumlichen und zeitlichen Lagen der Welt, eines vor dem andern den Vorzug verdienen mag	488
53. Dunkelheiten läßt auch die Gotteshypothese zurück, aber nicht, wie alle anderen, Absurditäten	489
Anmerkungen des Herausgebers	491
Register	539

Zum Geleite

Aus einem Briefe Franz Brentanos an einen Agnostiker über Sicherheit und Bedeutung der theistischen Welt- anschauung (1909)

Haben Sie Dank für Ihren guten Brief, der durch seine schlichte, selbstlose Wahrhaftigkeit den angenehmsten Eindruck machen mußte und mich auch mit dem bekannt machte, was Sie in Ihrem Vertrauen auf die erhabensten Lehren stört, die uns von altersher überliefert sind und wie einem ANAXAGORAS und ARISTOTELES auch einem LOCKE und LEIBNIZ, einem LIEBIG, einem PASTEUR, einem MAXWELL und LORD KELVIN und HELMHOLTZ als gesichert feststehen. Was z. B. LORD KELVIN betrifft, so las ich erst kürzlich eine Erklärung von ihm, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrigläßt. Es hatte in einer Naturforscherversammlung einer der Redner mit den Worten geschlossen, man sehe aus dem, was er ausgeführt, daß die Naturwissenschaft die Frage, ob ein Gott sei oder nicht, ganz offen lasse. Dagegen erhebt sich nun THOMSON, indem er sagt, dies sei grundfalsch, vielmehr habe die Naturwissenschaft unbedingt und durchwegs die Voraussetzung eines göttlichen ersten Prinzipes nötig. Ein andermal erzählte er, wie er als jüngerer Forscher, als LIEBIG England besuchte, diesen durch die Blütenfelder begleitet und ihn gefragt habe, ob er wohl glaube, daß eine solche Blüte ohne eine verständige Ursache denkbar sei, worauf LIEBIG antwortete: „Nein, sicher so wenig als daß ohne eine solche ein Buch bestände, welches die ganze wundersame Struktur einer solchen Blüte beschriebe.“ Sie sehen, es war gerade der teleologi-

sche Beweis, der sich hier noch in seiner vollen Überzeugungskraft erwies, wie einst da, wo ARISTOTELES von allen, welche der Anblick der Welt nicht zur Überzeugung von einem allwaltenden Verstande geführt hatte, wie von Leuten sprach, die aller Überlegung ermangelten.

Nun wohl, daß Sie, wenn Sie an dem Dasein eines solchen Verstandes zweifeln, es nicht unüberlegt tun, zeigt Ihr Brief, und so könnte nur etwa das Wort von BACON VON VERULAM auf Sie anwendbar sein, wenn er sagt, daß das halbe Wissen von Gott ab, das ganze wieder zu ihm zurückführt.

Sie werden vielleicht darauf bemerken, daß BACON hierin recht haben möge, nur könne dies nur derjenige beurteilen, der selbst das ganze Wissen habe; Sie aber hätten es nicht und auch kein anderer Sterblicher, und darum sei es in unserer Lage logisch gefordert, wenn nicht Atheist zu sein, so doch als Agnostiker sich jedes Urtheils darüber, ob ein Gott sei oder nicht sei, zu enthalten.

Doch daß Sie, wenn Sie so sprächen, die Meinung des baconischen Wortes mißdeuten würden, ist zweifellos. Unter dem ganzen Wissen verstand er sicher nicht eine Allwissenheit schlechthin, sondern er sprach von der Gesamtheit der uns Menschen gegebenen Erkenntnisse, von einer Erwägung, die bei dem sich bietenden Einwand nicht stehenbleibe, sondern auch nach seinen Lösungsmitteln sich umsehe und sie dann sicher finde. Keiner war ja mehr als er davon überzeugt, daß die Ära fruchtbarer Forschungen nun erst recht eigentlich beginne, wie auch noch NEWTON, nachdem er Großes getan, sich doch nur einem Knaben verglich, der ein paar Muscheln aus dem Meere gezogen, während der Ozean noch unzählige andere in seinem Schoße berge. Auch LEIBNIZ, wenn er davon sprach, daß nach Einführung seiner *characteristica universalis* die Menschheit in Dezennien mehr Fortschritte in der Wissenschaft machen würde als bisher in Jahrhunderten und Jahrtausenden, gab dadurch deutlich genug zu erkennen, wie weit er davon entfernt war, zu

glauben, daß das menschliche Wissen bereits seine Vollendung erreicht habe. Und so waren denn auch noch MAXWELL und PASTEUR, LORD KELVIN und HELMHOLTZ weit von einem solchen Wahn entfernt. Sie müßten überaus schlechte Denker gewesen sein, wenn sich, da sie in der Überzeugung vom Dasein eines Gottes so fest standen, aus der einfachen Tatsache, daß uns Vieles in der Welt noch unbekannt sei, die Folgerung ergäbe, daß wir über die Frage der Existenz Gottes im Unsichern bleiben müßten.

Und doch ist das eigentlich der Gedanke, der Ihrer ganzen Objection sowohl im allgemeinen als in bezug auf den teleologischen Beweis zugrunde liegt, denn auf was anderes läuft es hinaus, wenn Sie auf Unvollkommenheiten und Schranken unseres Gesichts- und sonstigen Wahrnehmungsvermögens und auf die Ergebnisse neuerer Forschungen verweisen, welche manche bisher für exakt gehaltenen Fassungen von Gesetzen als inexakt und darum auch diese Gesetze selbst nicht mehr eigentlich als Gesetze, sondern als Zusammenfassungen von Tatsachen erkennen lassen, welche nach der gegenwärtig gegebenen Lage annähernd gleichmäßig aufgetreten sind und für eine wenig entfernte Zukunft eine ähnliche Gleichmäßigkeit auch für noch andere mit hoher Wahrscheinlichkeit erwarten lassen?

Das erstere ist ein Umstand, der wohl zu keiner Zeit unbemerkt geblieben ist, das zweite aber dürfte nur dann für die Gottesbeweise schlechthin den Ruin bedeuten, wenn nicht bloß die Aufstellung des einen oder andern Gesetzes, sondern aller, welche die Menschheit zu besitzen glaubt, sich als Illusion erwiesen. In der Tat gehen manche so weit und gestehen selbst den mathematischen Lehrsätzen keine höhere Würde als die von allgemeinen, induktiven Tatsachen mit unvollkommener Exaktheit zu. Soweit dürften Sie in Ihrer Befreundung mit pragmatistischen Ideen nicht gehen, und auch sonst werden Sie an den Bestand strenger Denkgesetze nicht zweifeln.

Wenn aber dies, so dürfte sich, wie immer vieles im Dunkeln geblieben ist, aus der Erfahrung genug entnehmen lassen, um einen Gottesbeweis und insbesondere auch einen teleologischen mit jener unendlichen Wahrscheinlichkeit aufzubauen, welche als ein Äquivalent einer streng mathematischen Deduktion angesehen werden darf. Wo ein Zweifel eintritt, ob die Dinge so oder so sich verhalten, kann dilemmatisch vorgegangen werden, so z. B., wenn der Atomismus, der zeitweise den Naturforschern ganz gesichert schien, wieder in Zweifel gezogen wird; man mag ihn annehmen oder man mag ihn nicht annehmen, in jedem Fall bieten sich besondere Angriffspunkte für den teleologischen Beweis. Oder wenn die einen als Dualisten die Welt aus Körpern und unausgedehnten Geistern, die andern sie aus Körpern allein oder aus lauter geistigen, unausgedehnten Einheiten bestehen lassen; in jedem Fall gewinnt man besondere Stützpunkte. Und wiederum wenn von denen, die materialistisch-monistisch denken, die einen alles aus Urstoffen ableiten, die psychischer Tätigkeit entbehren, die andern sie als etwas fassen, was schon Keime des höchsten Denkens in irgendeinem niedern Gefühl besitzt; so oder so gedacht, immer bietet es die Grundlage zum teleologischen Aufbau. Und so könnte ich weitergehen und die Unterschiede derer, welche die Körperwelt ganz mechanisch und jener, welche sie mannigfach energetisch sich betätigen lassen, und derer, welche an einen qualitativ einheitlichen Urstoff glauben, und derjenigen, welche eine Vielheit mit elementarer Verschiedenheit zusammenwirken lassen usw. namhaft machen; das Argument verliert nicht an Boden.

CUVIER, welcher an keine Umbildung der Arten glaubte, LAMARCK, AMPÈRE, der darwinistische WEISMANN, K. E. VON BAER und LODGE mit ihrer Zielstrebigkeit in der Natur, so verschieden sie sich auch zur biologischen Evolution stellen, werden darum doch auch gleichmäßig zur Annahme eines Gottes als letzter Erklärung der Teleologie in den Organismen geführt. Und wer, wie

mir es HERING einmal von sich gestand, um der Schwierigkeit der ersten Entstehung der Organismen zu entgehen, sie anfangslos auf der Erde gegeben glaubt, würde bei tiefer eindringender Erwägung ebensowenig des die Ordnung bestimmenden Gottes entraten können. Man mag sich wenden und drehen wie man will, der teleologische Beweis erscheint immer gleich möglich und gleich gesichert. Sogar der Solipsismus entrinnt ihm nicht, wie ganz richtig schon LOCKE und LEIBNIZ erkannt haben, die darum auch beide darin einig sind, daß die Existenz eines Gottes sicherer als sogar die Erkenntnis einer Außenwelt und, von dem Bestand unserer selbst abgesehen, sogar die gesicherte Erkenntnis eines Existierenden sei. So minimal ist die empirische Basis, deren wir bedürfen, während allerdings von den Vernunftwahrheiten die reichste und energischste Anwendung zu machen ist. Alle die, welche in folge auftauchenden Zweifels über irgendein vermeintes Ergebnis bisheriger induktiver Forschung sich an den Gottesbeweisen irremachen lassen, haben von der Vernunft nicht genugsam den Gebrauch gemacht, den sie uns gestattet.

Alles das, was ich hier sage, ist sehr allgemein andeutend und würde natürlich durch die genauere Ausführung im einzelnen sehr gewinnen. Sie kennen mich aber, glaube ich noch genugsam, um überzeugt zu sein, daß ich nicht in hohen Phrasen, die viel versprechen, ohne eine Bewährung und Verteidigung vor einem widerstrebenden Kritiker zu gestatten, zu reden liebe.

Recht sehr würde es mich freuen, Ihnen selbst zu der genauesten Prüfung Gelegenheit geben zu können. Für heute aber möge das Gesagte genügen. So sei auch, weil Sie das Entropiegesetz berühren, nur kurz bemerkt, daß ich es in seiner Wahrscheinlichkeit durch nichts verringert glaube, was einzelne Forscher für die Anwendung auf das Weltall geltend zu machen versuchten. Als z. B. BOLZMANN bei mir in Florenz weilte, habe ich ihn alsbald

wegen der Ausflucht, die er vor dem Wärmetod gefunden zu haben sich schmeichelte, in die größte Verlegenheit gesetzt, die er auch seinem edel aufrichtigen Charakter entsprechend nicht in Abrede stellte.

Stände Ihnen noch heute der Theismus fest, so würden Sie gewiß nicht so wie jetzt es ungehörig finden, daß ich auf diesen Vorzug hinwiese. Unzählige Konsequenzen hängen damit zusammen; ohne den Theismus ist wohl eine umfassende enzyklopädistische Weltkenntnis, aber eine philosophische Erklärung ihres Charakters und eine Voraussage, welche die fernsten Zeiten mit begreift und jene Erweiterung über Körper- und Geisterwelt hinaus, welche ein wohlbegründeter Optimismus mit sich bringt, nicht mehr möglich. Ein Agnostiker, der im Gegensatz zum Atheisten der Gotteshypothese eine Möglichkeit und eine gewisse, wenn auch nur endliche Wahrscheinlichkeit zuschreibt, könnte allerdings alle diese Konsequenzen des Theismus wenigstens hypothetisch ziehen und, wenn auch nur als endlich wahrscheinlich, erhabene und herzerfreuende Aussichten eröffnen. Wer aber unter ihnen findet sich, der es täte? Ich kenne keinen, und dies wohl darum, weil der Agnostiker, wenn er die Gottesbeweise als hinfällig erwiesen zu haben glaubt, die willkürlich gemachte Annahme, Gott sei, für etwas so Unwahrscheinliches hält, daß sie eine solche ernstere hypothetische Berücksichtigung gar nicht mehr verdienen würde. Er steht darum, wenn er überhaupt nicht geradezu den Atheisten beigezählt werden soll, ihnen doch unvergleichlich näher als den Theisten. Ich selbst also leugne durchaus nicht, daß mir der Umstand, ob ein Denker Theist oder nicht Theist ist, für seine Würdigung als Philosoph von eminenter Bedeutung erscheint.

Die Philosophie hat am meisten die Würde einer theoretischen Wissenschaft, d. h. die Erkenntnis ihrer Wahrheiten ist mehr als die jeder andern, von aller praktischen